

Der 78. Deutsche Katholikentag in Berlin

Der 78. Deutsche Katholikentag fand in der Zeit vom 13. bis 17. August 1958 in Berlin statt. Er war — zehn Jahre nach dem Mainzer Katholikentag von 1948 — der siebente der Nachkriegszeit, zugleich der zweite, der innerhalb des gleichen Zeitraumes die deutschen Katholiken diesseits und jenseits des Eisernen Vorhanges in Berlin, dem „Wahrzeichen eines auseinandergerissenen Volkes“ (Pius XII.), zusammenführte — eine ungewöhnliche Auszeichnung für die alte deutsche Reichshauptstadt, die nur aus der derzeitigen politischen Lage zu erklären ist.

„Die Wallfahrt nach Berlin“

Bekanntlich hatte das Zentralkomitee der deutschen Katholiken 1956 beschlossen, die Ausrichtung des Katholikentages 1958 einer mitteldeutschen Stadt zu übertragen. Die zunehmende Verschlechterung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche in der DDR, der bereits 1957 der Deutsche Evangelische Kirchentag zum Opfer gefallen war, ließ nur noch hoffen, daß Berlin — wie bereits 1952 — die deutschen Katholiken aus Ost und West für einige Tage vereinigen könnte. Um das Fast-Unmögliche möglich zu machen und das Maß der Gefährdung für die ständig benachteiligten und bedrohten Katholiken in der DDR möglichst geringzuhalten, wurde von den Veranstaltern von vornherein bewußt auf die für Katholikentage notwendigen innerkirchlichen Auseinandersetzungen und auf sozial- und kulturpolitische Forderungen verzichtet und statt dessen — noch stärker als bei den letzten Katholikentagen — Betrachtung, Gebet und liturgische Feier in den Mittelpunkt gestellt. Die Veranstalter hatten offiziell zur „Wallfahrt nach Berlin“ eingeladen. Mehr konnten und wollten sie sich in der politischen Situation Berlins und Deutschlands nicht zum Ziele setzen. Die Gesamtbilanz des Katholikentages, so hoffen wir, wird zeigen, daß diese Beschränkung, das „Gehen auf leisen Sohlen“, sich in der Berliner Situation als ein Mehr in mancherlei Hinsicht erwiesen hat.

Das Thema

Das Thema des Katholikentages lautete: Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr. Es explizierte das Thema des ersten Berliner Katholikentages von 1952: Gott lebt. Guardini prägte damals den Satz: Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen. Der Heilige Vater faßte in seiner diesjährigen Botschaft an den Katholikentag die beiden Leitworte zusammen: „Gott lebt, und so schwer die Sorge um den Menschen ist — unser Heil bleibt immer der Herr.“ Es ist bezeichnend für die Wirklichkeitsnähe der Veranstalter, daß sie das Thema in zwei gegenübergestellten, wenn auch eine Einheit bildenden Halbzeilen formulierten. Die erste gehört heute zum festen Bestandteil jeder politischen Ideologie; die zweite war für diejenigen, die sich mit ihren Mitteln um die Verwirklichung des Paradieses auf dieser Erde bemühen, nicht nur eine Antwort, sondern auch ein Angriff — und er wurde als solcher verstanden.

Die Teilnehmer

Es nahmen am Berliner Katholikentag teil: 80 000 Gläubige aus den Diözesen und Kommissariaten der DDR, darunter 38 000 aus den Stadtrandgebieten Großberlins;

von den 80 000 waren 10 000 Jugendliche; 30 000 Gläubige kamen aus der Bundesrepublik, davon 15 000 Jugendliche. Dazu kommen 50 000—70 000 Katholiken aus der Stadt Berlin. (Nicht feststellbar ist die Zahl jener Besucher aus Westdeutschland, die bei Angehörigen und Freunden untergebracht waren und daher nicht vom Quartieramt gezählt werden konnten.) Die Teilnehmer aus der Zone, sehr viele Frauen, vor allem ältere über 60 Jahre, waren zum größten Teil bereits am Mittwoch, dem Tage der Eröffnung, in Berlin versammelt. Die Autobuskolonnen und Sonderzüge der Teilnehmer aus der Bundesrepublik kamen zum Teil erst am Donnerstag und Freitag; ein großer Teil der Berliner Katholiken (63 000) beschränkte seine Teilnahme auf die beiden Schlußveranstaltungen am Sonntag — angesichts der fast 400 000 Katholiken in beiden Teilen Berlins erscheint der Prozentsatz der Berliner Teilnehmer relativ gering. Die Zahl der Ausländer betrug genau 1600.

So wurde der Katholikentag, wenn schon — mit ungewöhnlicher Umsicht, Klugheit und Einsatzfreude — von Berlinern (Leitung: Prof. Emil Dovifat/F. W. Schaper), vor allem ihrem Bischof, Julius Döpfner, vorbereitet, doch in erster Linie von den Gläubigen aus Mitteldeutschland getragen. Sein Charakter, die „Wallfahrt“, wurde durch deren Anstrengungen und Entbehrungen vor, während und die Schikanen und Angriffe nach dem Katholikentag wie auch durch ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihr ausdauerndes Gebet gewahrt und sichtbar gemacht — für westdeutsche Teilnehmer nicht nur ein „ergreifendes Schauspiel“, sondern auch Anlaß zur Gewissenserforschung.

Denn sosehr gerade das Verhalten der Gläubigen aus der Zone Erinnerungen an Berlin 1952 hervorrief: nicht nur ihre Situation, sondern auch die innere Einstellung zu ihrer Lage hat sich weitgehend geändert. Sie kamen diesmal nicht auf einen „Sprung“, auf ein Wochenende nach Berlin, um zu fragen und zu reden bzw. Antworten und Reden zu hören. Sie setzten sich — viele von ihnen — der ungewissen Gefahr aus, in einer erheblich verschärften Situation (gegenüber 1952) ihr Zeugnis abzulegen, sehr wohl wissend, daß es den Gegnern leicht sein würde, sie deshalb später zur Rechenschaft zu ziehen (was auch tatsächlich, kaum daß der Katholikentag vorüber war, in vielen Fällen geschehen ist. In einzelnen Fällen wurden sogar Entlassungen und berufliche Benachteiligungen bekannt). Sie nahmen für fast eine Woche lang die Unbequemlichkeiten improvisierter Lager auf sich, weite, anstrengende Wege, ohne Geld, als „ärmliche Ostzonenbewohner“ für die Besucher aus dem Westen leicht erkennbar (letzteres gilt heute nicht mehr für die Jugend aus der DDR). Sie nahmen die augenblicklichen Verdemütigungen wie die kommenden Angriffe in Kauf, weil sie „auf Wallfahrt waren“. Und weil sie wallfahrteten, hatten sie auch keine Fragen und Vorwürfe an und für die westlichen Teilnehmer: Wann kommt die Wiedervereinigung? Habt ihr uns abgeschrieben? Sie wissen heute, daß menschliche Hilfe in ihrer Situation kaum noch etwas ausrichten kann, daß alle Ungeduld abfallen muß, wenn sie bestehen wollen, daß das Annehmen und Tragen dessen, was sie schmerzt, der einzige und sicherste Weg zur Überwindung des Unheils ist. Die Sorgen und

Nöte ihres persönlichen Alltags sind so grundverschieden von denen der Gläubigen aus der Bundesrepublik, daß schon ein Ratschlag der Anmaßung gleichkommt. Auf eine Hilfe möchten sie freilich nicht verzichten: auf das Gebet. Viele westdeutsche Katholiken, als einzelne wie als Gemeinden, können hier beweisen, daß ihr Glaube und ihre religiöse Praxis mehr sind als persönlicher Egoismus oder pfarrliche Selbstgenügsamkeit.

Der deutsche Episkopat war fast vollzählig anwesend oder offiziell vertreten. Prominenteste ausländische Gäste waren der Erzbischof von Salzburg, Andreas Rohrer, und der Erzbischof von Wien, Franz König, sowie der Bischof von Amravati (Indien), Joseph Albert Rosario. Kardinal Wyszynski, der eingeladen worden war, schickte den Veranstaltern folgendes Telegramm: „Kann nicht kommen. Werde um reiches Licht Gottes für die Teilnehmer beten.“

Auch die evangelischen Christen hatten offizielle Vertreter entsandt, zu den beiden Eröffnungskundgebungen am Mittwoch Klaus v. Bismarck, Villigst, und Präses Kreyszig, Magdeburg (beide fanden keinen Gefallen bei der offiziellen SED-Presse). Zur Abschlußkundgebung am Sonntag erschienen Generalsuperintendent Führ, Ostberlin, und Propst Grüber. Wie schon vor sechs Jahren bezeugten die evangelischen Christen Berlins ihre warme Verbundenheit mit den Katholikentagsteilnehmern, indem sie Quartiere, privat und in Gemeindehäusern, zur Verfügung stellten. Im Rahmen der feierlichen Gebetsstunden, der sog. Christusstunden, wurde auch um die Wiedervereinigung im Glauben gebetet. Die Kollekte dieser Christusstunde wurde dem Evangelischen Kirchentag für caritative Aufgaben überwiesen.

Offizielle Vertreter des politischen Lebens, sowohl der Bundesrepublik wie der DDR, waren nicht anwesend. Einzelne prominente Politiker, Minister, Bundestagsabgeordnete und hohe Beamte nahmen als Katholikentagsbesucher an den Veranstaltungen teil. Der amtierende Staatssekretär für Kirchenfragen, Max Hartwig (SED), zeigte sich erfreut über den starken Zustrom der Gläubigen zur Eröffnungsversammlung in der Werner-Seelenbinder-Halle.

Zu den indirekten Teilnehmern des Katholikentages gehörten auch die offiziellen Stellen der Stadt Berlin. Wie nicht anders zu erwarten war, meisterten die Westberliner Stellen die mit dem Katholikentag verbundenen Aufgaben ohne Schwierigkeiten. Das gilt besonders für die Verkehrsbetriebe und die Polizei. Beide bewiesen erneut, daß sie an Sicherheit, organisatorische Aufgaben zu bewältigen, allen anderen deutschen Städten mit Abstand überlegen sind.

Von den Ostberliner Stellen ist zu sagen, daß sie dem Ablauf des Katholikentages keine nennenswerten Schwierigkeiten in den Weg legten. Wohl gab es hier keine Einsatzwagen und keine zusätzliche Ordnungspolizei. Die Kontrollen der Volkspolizisten hielten sich im üblichen Rahmen und blieben korrekt. Auch singende Gruppen in Straßenbahnwagen — für Ostberlin ein ungewohntes Bild, sofern es sich nicht um Gruppen parteiamtlicher Provenienz handelt — wurden nicht wegen „ruhestörenden Lärms“ zur Ordnung gerufen. „Ruhestörender Lärm“ sollte nur verhindert werden bei der Übertragung der Eröffnungskundgebung von der Werner-Seelenbinder-Halle auf den Vorplatz, wo sich Tausende, die keinen Einlaß mehr gefunden hatte, versammelt hatten. Daher bestand

die Volkspolizei auf halber Lautstärke der Lautsprecher Säulen, wodurch nur wenige der Kundgebung in der Halle folgen konnten. Das gleiche gilt von der Übertragung der Frauenfriedensmesse am Freitag vor dem Portal von St. Hedwig auf dem August-Bebel-Platz, der viel zu klein war, um die fast 70 000 Gläubigen zu fassen. Zudem sah sich hier die Polizei aus unerfindlichen Gründen genötigt, den Verkehr Unter den Linden während des Gottesdienstes mitten durch die Blocks der betenden Frauen zu leiten. Nur einmal schien die Zusammenarbeit zwischen den Veranstaltern und Ostberlin gefährdet zu sein: Die Ostberliner Stellen hatten Anfang August, als sie ihre endgültige, sehr verspätete Zusage für die Benutzung der Seelenbinder-Halle und den Platz vor St. Hedwig gaben, nachdrücklich gewünscht, daß alle Besucher aus der DDR in Ostberlin untergebracht würden. Dieser Forderung nachzukommen, scheiterte am Dienstag, dem 12. August, nachmittags, wegen der gewaltigen Zunahme von mitteldeutschen Besuchern, für die keine geeigneten Quartiere im Ostsektor bereitstanden. Die Ostberliner Stellen fanden sich schließlich damit ab, daß die im Osten nicht unterzubringenden Gläubigen in Westberlin einquartiert wurden. Man begnügte sich damit, dafür zahlreiche Jugendgruppen aus der Zone in Schulen und Heime Ostberlins zu verlegen, in die gleichen Schulen, in denen Religionsunterricht verboten ist — wodurch die östlichen Dienststellen in Besitz der Anschriften vieler jugendlicher Katholikentagsteilnehmer kamen.

Die ostzonale Reichsbahn hatte Sonderzüge eingesetzt. Für die planmäßigen Züge nach Ostberlin waren in einzelnen Distrikten der DDR die Fahrkarten ausgegangen, ein Mangel, der auf Anordnung von oben rasch behoben war. Auch „technische Versehen der Post“ waren — wie schon 1952 — wieder zu verzeichnen. Möglicherweise erklären sich alle diese „technischen Schwierigkeiten“ mit dem sehr späten Interesse der Ostberliner Regierung an der Durchführung des Katholikentages auch im „demokratischen Sektor“, da ja zentrale Verwaltungswirtschaften und -gesellschaften immer einige Zeit benötigen, bis die Befehle von oben nach unten gelangen. Für das nach dem 27. Juli überraschend bekundete Interesse der Ostberliner Stellen an dem Katholikentag gibt es mehrere Gründe.

In diesem Zusammenhang ist schließlich noch die Presse zu erwähnen. Zahlenmäßig war sie in Berlin nicht so stark wie in Köln 1956 oder auch in Berlin 1952 vertreten. Dafür war ihre Berichterstattung, vor allem in den großen überregionalen Tages- und Wochenzeitungen der Bundesrepublik, breiter und intensiver. Sie begnügte sich weder mit einer Aufzählung der Veranstaltungen noch mit der Darstellung politisch-interessanter Details. Gleich welcher Richtung, fühlte sie sich engagiert, ergriffen oder betroffen. Noch nie hat ein Katholikentag eine derartig breite und dabei fast immer verständige Resonanz gefunden wie diesmal.

Für Mittelddeutschland hatte die Aufgabe der ausführlichen Berichterstattung das Organ der Ost-CDU, „Die neue Zeit“, übernommen. Ihre Berichte verrieten weithin verständige Beobachter, die über die Veranstaltungen hinaus über nahezu alle Ereignisse und Einzelheiten des Katholikentages ihre Leser — wenn auch häufig mit politischen Spitzen — informierten. Die übrige Presse der Zone berichtete dagegen über die einzelnen Veranstaltungen überhaupt nicht, sondern beschränkte sich auf eine

dissonanzenreiche Begleitmusik, die sich aus drei Tönelementen zusammensetzte: 1) Unsere braven katholischen Arbeiter können, wie die Regierung der DDR durch ihre Unterstützung des Katholikentages beweist, ungestört ihren Glauben bekunden; 2) Kampfansagen an die „klerofaschistischen Führer Westdeutschlands“, an den „Adenauerkardinal“, den „NATO-Erzbischof“ usw.; 3) Forderungen an den Katholikentag: Achtung der Atombombe, Teilnahme an der Weltfriedensbewegung usw., dazu die üblichen roten Ammenmärchen. (Wir kommen in einem der folgenden Hefte auf das Echo des Katholikentages in der Öffentlichkeit zurück.)

Das Programm

Da der Katholikentag eine Wallfahrt sein sollte, sah das Programm als Höhepunkt vor allem Gottesdienste und religiöse Feiern vor. „Öffentliche Kundgebungen“ wie in Fulda oder Köln bildeten nur die beiden Eröffnungskundgebungen und die Schlußveranstaltung. Der Donnerstag und Freitag diente den „Öffentlichen Versammlungen“ in den Messehallen am Funkturm und in zwei Ostberliner Kirchen. Der Donnerstagabend klang aus mit der Wallfahrt der Männer nach Plötzensee bzw. der Feierstunde der Jugend in der Waldbühne und den Christusstunden in zwanzig Berliner Kirchen. Der Freitag, das Fest Mariä Himmelfahrt, wurde eingeleitet mit der großen Frauenfriedensmesse auf dem August-Bebel-Platz vor St. Hedwig und beschloss mit einem feierlichen Pontifikalamt im Olympiastadion. Der Samstag, der „Tag der Begegnung“, vereinte zahlreiche katholische Landesorganisationen in Sonderveranstaltungen und führte wie in Köln und Fulda die Gläubigen der Diözesen und Kommissariate sowie die zahlreichen Heimatvertriebenen in Gesprächen zusammen. Der Tag klang aus mit dem feierlichen Kreuzweg und der Verehrung des heiligen Kreuzes im Olympiastadion. Am Sonntag trafen sich alle noch einmal zum Gottesdienst am Morgen und zur großen Abschlußkundgebung am Nachmittag. Um diesen Programmern rankten sich zahlreiche weitere Veranstaltungen, vor allem Ausstellungen (s. u.).

Wichtig — vielleicht sogar entscheidend für den inneren Rhythmus des Katholikentages, der „Wallfahrt“ — war das Wort des Bischofs von Berlin am ersten Abend: Keine Hetze, auswählen, sich sammeln und gesammelt bleiben, ein Wort, das wie selten von Katholikentagsteilnehmern befolgt worden ist. Es gab kein Gedränge, keine Hektik, keine „abbröckelnden Teilnehmergruppen“ — weder bei der Verpflegungsausgabe noch in den Hallen bei den Vorträgen, schon gar nicht bei den Gottesdiensten. Die Menschen knieten (viele Stunden lang in der ständig überfüllten Sakramentskapelle am Funkturm), saßen unbeweglich oder wanderten gelassen durch die Ausstellungen. Die Menschen „nahmen teil“, das Programm diktierte nicht, es war nicht mehr als Anhaltspunkt. Der diesem Katholikentag ganz eigene Rhythmus war ein beredtes Zeugnis dafür, wie Menschen als Personen ihre gemeinsamen Überzeugungen bekunden — gegenüber einem ganz auf Programm und Plan verschworenen System.

Es wurde — wie immer auf Katholikentagen — viel geredet. Die folgende Dokumentation wird manches, vielleicht auch vieles, was gesagt wurde, als weniger bedeutend erscheinen lassen. Man darf aber nicht vergessen, daß es nicht gleichgültig ist, *wer* allbekannte Wahrheiten sagt,

wo sie verkündet werden und an *wen* sie in einer solchen besonderen Situation gerichtet sind.

Alle Reden der öffentlichen Kundgebungen und Versammlungen waren verschlüsselt (bis auf die Botschaft des Heiligen Vaters). Man mied die offene Sprache. Dennoch wurden die Reden von den Zuhörern fast immer verstanden. In einigen Fällen ging freilich die Technik der Andeutungen zu weit. (Die Ostberliner Presse hat dieses Verfahren schwer gerügt. Eine Zeitung, die sonst nie verlegen ist, fragte einmal: Meint ihr damit uns oder den Adenauerstaat? Vergeßt nicht das Wort der Bibel: Eure Rede sei ja, ja und nein, nein.)

Die im engeren Sinne „Öffentlichen Versammlungen“ (die großen Reden in den Messehallen und Ostberliner Kirchen) führten den Versuch von Köln fort. Die drei großen Themen, über die je sechs Redner sprachen, waren biblische Themen, entfaltet in unsere Situation. Je nachdem waren sie stärker theologisch oder zeitanalytisch orientiert. Es war für viele Teilnehmer ein hartes, aber gesundes Brot. Gleich ob die Vorträge stärker theologisch oder aktuell gehalten waren, ob sie mehr Vortrags- oder Predigtcharakter hatten, die Berliner „Öffentlichen Versammlungen“ haben erwiesen, daß die großen Volksredner und Volksmissionare am leichtesten den Zugang zum Herzen des Volkes finden.

Um nicht — wie in Köln 1956 — die Hörer in reiner Passivität zu belassen, wurden am Freitagvormittag sechs öffentliche Forumdiskussionen durchgeführt. Sie wurden zu einem großen Erfolg. Die schriftlich eingereichten Fragen, jedem war das Fragen freigestellt, wurden in foro beantwortet. Machte es sich ein Redner bei einer Antwort zu leicht, so wurde ihm das von den Korreferenten verwiesen. Für die Pastoral bedeutsam sind die gestellten Fragen, fast alle echte existentielle Fragen, Fragen der Theologie, des persönlichen religiösen Lebens, der täglichen Not, Fragen, die bislang in keinem Beichtspiegel zu finden waren, die offenbar die Mehrzahl der Gläubigen auch im Beichtstuhl nicht vorbringt (obgleich viele von ihnen da ihren legitimen Platz haben). Bezeichnenderweise bildeten sich nach einzelnen Forumgesprächen lange Schlangen von Menschen vor dem Referenten, von dem man eine echte Antwort auf seine Nöte erwartete.

Die großen religiösen Feiern und Gottesdienste waren von allen Veranstaltungen am eindrucksvollsten. In ihnen kündigte sich ein neuer Stil an (verantwortlich für die Gestaltung: Walter Krawinkel, Theodor Schnitzler; Texte: Josef Gülden). Sie schöpften den Reichtum der Liturgie an äußerer Form, an „Spiel vor Gott“ voll aus. Das gilt besonders für die Abendgottesdienste. Nicht daß sie „modern“ gestaltet, daß sie dem Stilempfinden des heutigen Menschen angepaßt waren, scheint entscheidend, sondern ihre nahezu benediktinisch anmutende Gelassenheit und Sicherheit, die niemals auch nur einen Anflug von Angst aufkommen ließen, es könnte sich dabei um „Experimente“ handeln. Was sich vor den Augen der Gläubigen entfaltete, war modern und dabei zeitlos schön, weil alle Handlungen sammelten, nicht ablenkten, weil sie immer auf das Opfer und Kreuz hinführten. Die seit Jahren anhaltende Diskussion über den Wert sog. „Massengottesdienste“ darf durch den neuen liturgischen Stil des Berliner Katholikentages als weithin abgeschlossenen gelten, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß die Berliner Gottesdienste auch bewiesen haben, daß ganz bestimmte Abhängigkeiten zwischen den örtlichen

bzw. räumlichen Gegebenheiten und der Zahl der teilnehmenden Gläubigen bestehen, deren Beachtung für das Gelingen entscheidend ist.

In diesem Zusammenhang verdient auch die Feierstunde der Jugend in der Waldbühne eine kurze Würdigung. Sie stand unter dem Thema: „Der Christ und die Freude“. Sie versuchte, dem heutigen Lebensgefühl der Jugend Raum zu geben. Daher wurde Jazz gespielt, Spirituals gesungen, religiöse Chansons von P. Duval vorgetragen. Viele, besonders ältere Teilnehmer waren mit der Veranstaltung nicht zufrieden, wenn sie auch zugaben, daß jede einzelne „Nummer“ hervorragend war. Nur als Ganzes befriedigte der Abend nicht. Zu verschiedenen waren die Elemente, die hier zusammenklingen sollten. Dafür aber war die Veranstaltung repräsentativ für die Erlebnisbreite der heutigen katholischen Jugend. Am erstaunlichsten war vielleicht die Einheitlichkeit ihrer Reaktionen — ohne Unterschiede zwischen west- und mitteldeutscher Jugend — auf die einzelnen Darbietungen. Man klatschte gemeinsam hinaus, was nicht behagte, und pffif im schrillen Diskant vor Begeisterung. Die Feier in der Waldbühne war ein Versuch, zumal im Rahmen dieses Katholikentages. Er sollte aber trotz aller Vorbehalte nicht der erste und letzte bleiben.

Von den gezeigten Ausstellungen ist die „Missio“ in der Bundesrepublik genügend bekannt. Daneben stellten sich in Ausstellungen vor das Katholische Siedlungswerk, der Internationale Bauorden, die Katholische Schriftenmission, die Deutsche Gilde St. Gabriel (Briefmarkenausstellung) und die religiöse Kunst der Diaspora (in Ostberlin). Hervorragend in Auswahl und Anordnung war die gemeinsame Buchausstellung der katholischen Verleger Deutschlands wie auch die Sammlung „Christliche Kunst Europas“ im Charlottenburger Schloß. Den Höhepunkt bildete jedoch die Ausstellung „Der Herr und der Mensch“ (Hubertus Lossow), die sich in drei Abteilungen gliederte: „Bild des Herrn“ (mit photographischen Abbildungen sakraler Kunst aus den letzten tausend Jahren), die Fotoschau „Bild des Menschen“ (Rühm / Priester / Arlé) und „Gottes Schöpferherrlichkeit in Welt und Mensch“ (mit graphischen und naturwissenschaftlichen Abbildungen, Pfarrer Hubert Muschalek).

Diese drei Teilausstellungen sind typisch für das neue Formempfinden, das diesen Katholikentag beherrschte — in ihrer Bildauswahl, der sparsamen, fast hintergründigen Betextung, in ihrem Zuschnitt und ihrer verhaltenen und dabei doch eindeutigen Tendenz. Es ist zu hoffen, daß diese drei Ausstellungen nach dem Katholikentag nicht in irgendeinem Archivkeller vergraben werden.

Die großen Themen von Berlin

Die Umstände des Katholikentages verlangten einen weitgehenden Verzicht auf die für repräsentative katholische Laienveranstaltungen notwendigen Auseinandersetzungen mit den Fragen unserer pluralistischen Gesellschaft. In dieser Hinsicht sollte der Berliner Katholikentag eine Ausnahme bleiben und auch in Zukunft bilden, falls er auch weiterhin allein die Gläubigen aus den getrennten Teilen Deutschlands zusammenführen könnte. Wohl setzte man sich auch in Berlin mit den Mächten der Zeit auseinander, aber das geschah — wie schon gesagt — in verschlüsselter Form. Dafür — und das ist mehr als „Ersatz“ — hat dieser Katholikentag Themen behandelt und sichtbar gemacht wie kein Katholikentag zuvor.

1) Neben den großen Themen des Weltfriedens und der Not der afro-asiatischen Völker stand die Wirklichkeit des geteilten Deutschland. Die sichtbare Erfahrung der Trennung und Spaltung mit all den damit verbundenen Folgen zwang die Gläubigen, diese Not unausgesetzt in ihr Gebet mitaufzunehmen. Kein Vaterunser ist vielleicht mit der Inbrust gebetet worden wie das in der Werner-Seelenbinder-Halle für die Wiedervereinigung Deutschlands. Die Not der Trennung war nicht aktuelles Gesprächsthema, aber sie war ein ständiger Anruf an jeden einzelnen, sie zu tragen und sie auf einer höheren Ebene als der politischen zu überwinden.

2) Die Not der Verfolgten Kirche lastete über diesem Katholikentag. Auch über diese Last wurde offen kaum gesprochen — eine Ausnahme bildete hier die Botschaft des Heiligen Vaters. Aber sie füllte unausgesetzt das gemeinsame Gebet und zwang auch die westdeutschen Besucher, sich ihr zu stellen, nicht durch „Bedauern und Trösten“, sondern durch schweigendes Mitbeten und Mitopfern.

3) Neben der Last der Gegenwart nahmen die deutschen Katholiken — wie noch nie seit 1945 — die Verantwortung für die jüngste deutsche Vergangenheit auf sich. Bildete 1952 die Feierstunde in Plötzensee mehr eine Nebenveranstaltung, so war diesmal die Männerwallfahrt an den Ort der Blutzügel einer der Höhepunkte (in Plötzensee soll die Kirche „Regina Martyrum“ gebaut werden). Die Verpflichtung zur Verantwortung für die Geschehnisse der NS-Zeit klang in fast allen Reden immer wieder durch. Der Katholikentag hat damit einen wesentlichen Beitrag geliefert (wenn nicht katholischerseits damit begonnen), mit den ihm eigenen Mitteln einen bisher unbewältigten Komplex des deutschen Volkes anzugehen und aufzuarbeiten.

So standen in Berlin mit einer bis dahin ungewöhnlichen Klarheit die Themen im Mittelpunkt des Bewußtseins, die für die Katholiken in ganz Deutschland die spezifischen sind und die neben der Wahrung von Frieden und Freiheit für die katholische Kirche in Deutschland die schwersten und zugleich die zentralsten darstellen.

Die Gläubigen, die an den Berliner Veranstaltungen teilgenommen haben, werden sie mit in ihren Alltag nehmen — als ständige Aufgabe. Sie sollten das Bewußtsein gerade dieser Verantwortungen an andere weitergeben. Hierarchie und Zentralkomitee werden ihre Hilfen dabei nicht versagen.

Die Eröffnungskundgebungen

Am Mittwoch, dem 13. August, wurde der Katholikentag mit zwei Kundgebungen eröffnet. In der Deutschlandhalle (Westberlin) waren 15 000 anwesend (für diejenigen, die keinen Einlaß finden konnten, wurde die Veranstaltung in drei benachbarte Messehallen und auf den Vorplatz übertragen). In der Werner-Seelenbinder-Halle, dem Parteheiligtum der SED, das für diese Stunde von roten Spruchbändern entblößt war, fanden sich mehr als 9000 Gläubige zusammen (auch hier mußte die Veranstaltung in die benachbarte Corpus-Christi-Kirche und auf den Vorplatz übertragen werden). Beide Veranstaltungen fanden in einem zeitlichen Abstand von 90 Minuten statt, so daß die Erzbischöfe und Bischöfe an beiden Veranstaltungen teilnehmen konnten.

... in der Deutschlandhalle

Nach der Begrüßung der in der Deutschlandhalle Versammelten durch den Vorsitzenden des Lokalkomitees, Prof. Emil *Dovifat*, Berlin, eröffnete der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Karl Fürst zu *Löwenstein*, den Katholikentag:

Aufgaben und Verantwortung der deutschen Katholiken

Wir sind heute in Berlin zusammengekommen, so sagte er einleitend, um für Christus und seine Kirche Zeugnis abzulegen. Auch wenn der Leitsatz des Katholikentages mit dem Wort der Sorge beginnt — und wir nehmen die Sorge um den Menschen ernst —, so soll uns doch Freude und Zuversicht erfüllen. Denn wir sorgen nicht ängstlich.

„Daß wir — gerade mit dem diesjährigen Thema — nach Berlin gehen wollten, das ist wohl allgemein verstanden worden. Wie es der bischöfliche Oberhirte der Diözese Berlin so schön ausgesprochen hat: ‚Trägt doch keine andere Stadt unseres Vaterlandes Not und Aufgabe so in sich wie diese.‘ Und ganz richtig wurde hinzugefügt: ‚Vor dem Hintergrunde dieser zweigeteilten Stadt wird die Sorge für den Menschen zu einer Sorge für unser Land, zur Sorge für eine geteilte Welt.‘

Es ist eine friedlose Welt, von der Gefahr gewaltsamer Austragung politischer Spannungen ständig bedroht. Darum kann unsere Mahnung an dieser Stelle nur lauten: Mögen die Völker und ihre Lenker das Maß nicht verlieren. Die politische Macht ist kein Eigenwert — sie hat dem Wohl der Menschen zu dienen, darum nehme man sie nicht zu ernst, nur mit weiser Beschränkung und geduldigem Zuwarten kann sie die Völker glücklicher und zufriedener machen.

Das gilt auch für das Austragen sozialer Gegensätze innerhalb unseres Landes. Eindringlich bitten wir daher vom Deutschen Katholikentag aus die berufenen Vertreter sozialer Interessen um die Bereitschaft zu klärendem Gespräch und geduldiger Verhandlung. Wir müssen doch alle zusammenstehen und Hand in Hand arbeiten, um Erfolge zu haben. Unser Volk weiß das ganz genau und ist nur dankbar, wenn diese Einsicht auch in der Haltung seiner politischen und sozialen Sprecher sichtbar wird.

Daß gerade in dieser Stadt die äußere Zerreißen unseres Volkes uns als schmerzende Wunde tief beunruhigt, ist wohl selbstverständlich. Eine politische Lösung des Problems haben wir hier nicht anzubieten, und wir wissen nicht, wann sich diese Wunde schließen wird. Aber niemand möge, ermüdet durch die Länge der Zeit, die wir schon darauf warten — und wohl noch werden warten müssen —, in seinem Eifer erlahmen. Auch um der Kirche willen sollen wir alles tun, jeder, was er an seiner Stelle tun kann, um zusammenzubleiben, wo wir es noch sind, um wieder zusammenzuwachsen, wo wir schon auseinandergewachsen sein sollten.

Wir bitten auch unsere katholischen Brüder in aller Welt, die heute, wie schon auf manchem Katholikentag, durch so namhafte Vertreter an unserer Tagung teilnehmen, dieses Herzensanliegen der Deutschen zu verstehen und mit uns Geduld zu haben, wenn wir es immer und immer wieder vorbringen.

Auch wir wollen an ihren Anliegen und Sorgen recht von Herzen teilnehmen — so wie wir in Lourdes, dem nationalen Heiligtum der französischen Katholiken, heuer

alle von ganzem Herzen für die gemeinsamen Anliegen mitgebetet haben und noch mitbeten.

Ein solches gemeinsames Anliegen hat sich die deutsche katholische Jugend schon in der zurückliegenden Fastenzeit besonders zu Herzen genommen: den Hunger in der Welt. Alles, was unter diesem Stichwort zu verstehen ist an Mitverantwortung für jene großen Länder, deren wirtschaftliche Entwicklung internationaler Mitarbeit bedarf, soll mehr und mehr im Bewußtsein und der Opferbereitschaft unseres ganzen Volkes seinen Platz finden.

Ganz besonders aber wollen wir in Erinnerung behalten, daß ein großes Stück der Verantwortung für die jetzige Unrast in der Welt auf uns ruht, auf dem Unrecht, das jahrelang im Namen unseres Volkes anderen zugefügt worden ist. Damit das nicht aus dem Bewußtsein verdrängt, sondern in rechter Weise in unsere Verantwortung vor Gott und den Menschen eingeordnet bleibe, ist der Name Plötzensee im Programm dieses Katholikentags so groß geschrieben. Diese Männerwallfahrt an eine Stätte, wo vor unseren Augen so entsetzliches Unrecht geschehen ist, soll den Geist wahrer Menschlichkeit in unserem Volke verwurzeln helfen im Namen Christi und seiner heiligen Mutter.

Diese Gesinnung soll nach innen wie im Verhältnis zu anderen Nationen unser Denken und Handeln bestimmen. Darum benütze ich gerade in Berlin, wo wir den östlichen Nachbarn Deutschlands am nächsten sind, gerne die Gelegenheit, ein Wort zu erwidern, das kürzlich ein namhafter Vertreter des polnischen Klerus an die Deutschen gerichtet hat. Wir wiederholen gerne mit ihm, ‚daß wir als Glieder der Gesamtkirche uns niemals in eine mit unserem Glauben unvereinbare Intoleranz gegeneinander hineindrängen lassen dürfen.‘ Seinen Wunsch nach guten Beziehungen zwischen polnischen und deutschen Katholiken greifen wir gerne auf. Sosehr wir als Katholiken für die Rechte unseres Volkes eintreten, so sehr anerkennen wir die Lebensrechte unserer Nachbarvölker. Durch Beweise geläuterter Gesinnung und durch brüderlich helfende Tat wollen wir dazu beitragen, eine Ordnung wahren Friedens vorzubereiten . . .“

Das Präsidium des Katholikentages

Nach einem Wort des Dankes an alle, die den Katholikentag vorbereitet und unterstützt haben, stellte der Präsident des Zentralkomitees das Präsidium des Katholikentages vor: Es setzte sich zusammen aus dem Präsidenten Rechtsanwalt Anton Roesen, Düsseldorf, und den Vizepräsidenten Maria Haase, Magdeburg, Paul Strenkert, Kempten (Allgäu) und Josef Baumann, Berlin.

Die Grüße des Deutschen Evangelischen Kirchentages

Danach überbrachte der Delegierte des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Klaus v. *Bismarck*, Villigst, die Grüße der evangelischen Christen. Er sagte:

Im Namen und im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages darf ich Ihnen zur Eröffnung des 78. Katholikentages einen herzlichen Gruß sagen.

Unter diesen beiden großen Laienbewegungen in Deutschland ist seit Jahren eine brüderliche Verbundenheit bewährt. Ein Bewußtsein gemeinsamer Verantwortung ist lebendig. Dies vereinigt uns gewiß zum Lobpreis Gottes. Viele evangelische Christen werden in diesen Tagen im Horchen auf die Aussagen des Katholikentages in Rundfunk und Presse wach und teilnehmend dabeisein.

Wer verwirklicht unter uns solche Solidarität des Mitdenkens im besonderen?

Es sind gerade die, die im öffentlichen Raum das Ausmaß der Andersartigkeit der Konfessionen sachlich wahrnehmen, und zwar ungeachtet ihrer parteipolitischen Bindung. Diese sehen z. B. klar, wie unterschiedliche theologische Konzeptionen bereits eine unterschiedliche politische Haltung der beiden Kirchen bewirkt haben. Dies macht gerade uns Laien oft schwer zu schaffen.

Ich darf weiter für die sprechen, die energisch jede konfessionelle Verschwommenheit abweisen, aber zugleich mit einigen katholischen Christen eine breite Gemeinsamkeit neu erfahren haben. Das geschah in der Zeit der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Das geschieht heute nicht nur in der Auseinandersetzung mit der bolschewistischen Gewalt, sondern ebenso in der Sorge um eine liberale Gesellschaft, die nur noch aus Gewohnheit geneigt ist, sich christlich zu tünchen.

Ich spreche im besonderen für die, die den einsamen, bis zur Erstarrung ernüchterten Menschen außerhalb der kirchlichen Mauern in neuer Weise wahrnehmen; die zu begreifen beginnen, daß es oft wichtiger ist, gemeinsam diesen Menschen in selbstlosem Dienst Solidarität zu bezeugen, als sich in konfessioneller Selbstverteidigung immer sauber abzuklären.

Ich spreche auch gerade für die, die die arme und gebrechliche Gestalt ihrer Kirche in ihrem Dienst in der industriellen Arbeitswelt deutlicher sehen: die Kirche in der Gestalt einer armen Magd.

Gerade in solchem Dienst in religionsloser Umwelt verstehen wir miteinander besser das Zeichen, wie der katholische Priester vor der Weihe ausgestreckt vor den Stufen des Altars liegt — ein Sinnbild menschlicher Schwäche, die alles von der Gnade Gottes erwartet.

Für alle diese evangelischen Christen, für unsere in Schwäche und Hoffnung ausgestreckte evangelische Christenheit, steht der Deutsche Evangelische Kirchentag im besonderen. Als ihr Bote bin ich unter Ihnen . . .

Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr

Nach einem Grußwort der ausländischen Gäste, gesprochen von einem Katholiken aus dem Irak, hielt der Präsident des Katholikentages, Anton Roesen, die Festrede: Von allen Ufern Deutschlands führen Brücken nach Berlin. In diesen Tagen hallen sie wider von den ungezählten Schritten der Tausende und Zehntausende, die hierherpilgern zum 78. Deutschen Katholikentag. Ich selbst komme aus Düsseldorf, auf einer Straße, die zum Lebensweg zweier großer Männer unserer Zeit geworden ist. Sie wurden in Düsseldorf geboren und sind in Berlin gestorben, gehören jedoch nicht nur Düsseldorf und Berlin, sondern dem ganzen deutschen Volk, der ganzen Kirche. Aus ihrer Heimat grüße ich das Andenken Carl Sonnenscheins, des Bekenner, und Erich Klauseners, des Märtyrers.

Der vorletzte Katholikentag in Fulda hatte die Losung: „Ihr sollt Mir Zeugen sein!“, und der letzte in Köln stand unter dem Wort: „Die Kirche — das Zeichen Gottes unter den Völkern!“

Carl Sonnenschein und Erich Klausener waren glaubhafte Zeugen. Als Carl Sonnenschein gestorben war, geleiteten seinen Sarg nicht Christen allein; in Scharen drängten sich hinzu Juden und Heiden, die ergriffen gewesen waren von dem toten Priester. Fünfzehn Jahre später, nach der

Ermordung Erich Klauseners, verhinderten die Mörder und Mordgesellen einen Trauerzug. Erich Klausener wurde im Dunkeln begraben. Niemals aber bleibt ein Märtyrer in der Finsternis. Keine Fackel von Menschenhand lodert so leuchtend in die Nacht wie die, die Gott entfacht beim Tode eines Blutzugehen. Die Kirche der Märtyrer unter den Völkern Gottes strahlendstes Zeichen.

Das Thema des 78. Deutschen Katholikentages heißt: „Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr.“

Ich habe Carl Sonnenschein kennengelernt auf den Deutschen Studententagen nach 1918. Er redete dort, weil er ausgegangen war von der sozialstudentischen Arbeit. In der Reichshauptstadt wuchs er über seinen Anfang hinaus. Er, in dem brannte das Feuer der ersten Christen, dachte die Gedanken des 20. Jahrhunderts, sprach die Sprache, hatte das Ohr des modernen Menschen. Seine unermüdlige, ihn früh verzehrende Sorge war der Großstadtmensch von heute. Erich Klausener habe ich zuletzt getroffen auf einer Tagung des Katholischen Akademikerverbandes in Maria Laach. Damals, im Sommer 1933, waren viele gelähmt von dem Sieg Hitlers über Deutschland, manche versuchten, aus der Not eine Tugend zu machen, und einige waren verblendet. Erich Klausener war nicht zu beirren. Klar erkannte er, was kommen mußte und furchtbar gekommen ist, und in der Sorge um den bedrohten Menschen führte er die Katholische Aktion des Bistums Berlin in den Widerstand gegen das Böse.

Wir brauchen nicht weit zu gehen, um auf die frischen Spuren auch anderer zu stoßen, deren Sorge der Mensch, deren Heil der Herr war. Bei der Männerwallfahrt nach Plötzensee werden wir derer gedenken, die an dieser schauerlichen Stätte hingerichtet wurden, weil sie um des Menschen und des Heiles willen widerstanden.

Von Plötzensee zurück nach Jerusalem, von den Aposteln und dem Erzmärtyrer Stephanus herauf bis zu den Heiligen der Gegenwart, darin stimmen die Bekenner und Märtyrer aller Zeiten und Länder überein: ihre Sorge der Mensch, ihr Heil der Herr.

Und wir, die Generation von 1958?

Es ist kein Zufall, daß niemand von uns, die wir in dieser Halle und draußen versammelt sind, im Jahre 1858 gelebt hat oder im Jahre 2058 leben wird. Dies ist unsere Stunde, unsere geschichtliche Stunde, die eine Stunde vor der Ewigkeit. Dies ist die Stunde der uns aufgegebenen Sorge um den Menschen, und es ist, gottlob, zugleich die Stunde des Herrn, unseres Heiles. Wie tröstlich, daß das Geheimnis des freien Willens geborgen ist im Geheimnis der Gnade, daß uns vom Herrn verheißen ist: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt!“

Die Geschichte der Kirche ist die Geschichte dieser Verheißung. Zwar lagert menschliche-allzumenschliche Schwäche wie ein schwerer Schatten über der Kirchengeschichte. Indessen, der Schatten trübt nicht die Sonne. Die Sonne Christi, die Heilige erweckt und erglüht, hat auch das Angesicht der Erde erneuert.

Das Evangelium ist freilich keine soziale Botschaft, und die Kirche ist nicht gegründet, um gesellschaftliche oder staatliche Zustände zu reformieren. Das Evangelium ist die Frohbotschaft von der Erlösung und vom Himmel.

Die Liebe des Christentums ist grenzenlos

Aber der Gott des Evangeliums ist nicht der Gott, den deistische Philosophen erdacht haben und in eine unnahbare Sphäre rückten: fernab vom Weltgeschehen,

unbekümmert um seine Geschöpfe. Der Gott des Evangeliums ist der, der die Welt so sehr geliebt hat, daß er seines eingeborenen Sohnes nicht schonte, ist die zweite Person in der Dreifaltigkeit, die in der Geschichte Mensch wurde. Erst durch den Gottmenschen ist auch das irdische Dasein menschenwürdig geworden.

Zwar gab es auch vor dem Christentum Kulturen von hoher Geistigkeit und staunenswerter Zivilisation. Aber in den vorchristlichen Kulturen war die Sorge um den Menschen nichts als der Ausfluß der Sorge um sich selbst. Man sorgte sich um die, mit deren Geschick das eigene Wohlergehen verknüpft war, die Familie, die Freunde, die Klasse, die Nation. Weil die Natur des Menschen durch die Erbsünde zwar verderbt, jedoch nicht zerstört ist, konnten in diesem Bereich aus der egoistischen Wurzel sogar Liebe und Aufopferung erblühen. Für die übrigen, nicht Nahestehenden, sorgte man nur, soweit man es aus Eigennutz mußte. Sklaven wurden ernährt, damit sie dienten, Aussätzige bekamen die Klapper, genug, um vor Ansteckung zu warnen. Keine vorchristliche Kultur erbarmte sich der Unnützen, der Schädlinge, der Feinde. Die grenzenlose Liebe ist erst die Liebe des Christentums. Im Gleichnis vom barmherzigen Samaritaner lehrte Christus einen umwälzenden Begriff des Nächsten: Nächster ist, ohne irgendetwas sonstigen Unterschied, der am meisten Hilfsbedürftige. Ja, Christus erhob die Nächstenliebe zum Rang der Gottesliebe: „Was ihr dem geringsten Meiner Brüder getan habt, das habt ihr Mir getan!“

Unter dem Einfluß des Christentums verschwand im Abendland die Sklaverei. Als sich später, nach der Entdeckung Amerikas, die schlimmste Schmach der Christenheit, die Negersklaverei, entwickelte, wurde sie schon 1537 von der Kirche verboten, keine fünfzig Jahre, nachdem Christoph Kolumbus seinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hatte. Wenn sie trotzdem noch lange währte, war dies die Schuld des Ungehorsams.

Ein Beispiel christlicher Liebe ist der Kampf gegen den Aussatz, die schreckliche Seuche, die in schlecht zivilisierten Ländern heute noch 8 Millionen erfaßt. Im Mittelalter war dieser Kampf auch in Europa nicht medizinisch und hygienisch zu gewinnen. Aber Europa besaß um 1250 nicht weniger als 19 000 Aussätzigenheime, und ein eigener Orden wurde zur Pflege gegründet. Das Vorbild hat Nachahmung gefunden bis in die neueste Zeit, bis zu Damian de Veuster, der 1873 als Seelsorger zu den Aussätzigen auf der Insel Molokai ging, sich 1883 ansteckte und im Rufe der Heiligkeit starb, bis zu den sechs Koldingbrüdern, von denen in diesen Wochen in der Presse berichtet wurde, daß sie, den Gesellenbrief in der Tasche, nach Abessinien wandern, um dort ein Krankenhaus für Aussätzige zu bauen.

Die Kirche ist auch nicht müde geworden, soziale Gerechtigkeit zu lehren. Wenn sie nicht tauben Ohren predigte, geschahen soziale Taten wie die von Jakob Fugger, der im Augsburg des Jahres 1519 die Wohnungsfrage für Minderbemittelte dadurch löste, daß er die Fuggerei errichtete, eine Siedlung von 53 Doppelhäusern für Arme. Das war der Anfang des sozialen Wohnungsbaues. Als die frühkapitalistische Industrialisierung Massen verelendete, setzten sich katholische Soziologen der Romantik, wie Franz Baader und Adam Müller, für die Entproletarisierung der Lohnarbeiter ein. Der Mainzer Katholikentag von 1874 forderte vom Staat gesetzlichen Schutz gegen die Ausbeutung der Arbeiter und die Schaf-

fung eines eigenen Arbeitsrechtes — den damals herrschenden Anschauungen weit voraus.

Wo das Christentum wirksam ist, lebt in der Kultur die christliche Liebe. Wo das Salz der Erde schal wird und eine Kultur abfällt von Christus, triumphiert der Haß, der in einem die Liebe wegfeigt und die Gerechtigkeit. Erinnern wir uns nicht der nationalsozialistischen Parole: „Recht ist, was nützt!“? Das war die Parole Satans. Satanisch war die Verfolgung der Gegner, satanisch die Ausrottung mißliebiger Rassen, die Vernichtung überfallener Völker, und das Ergebnis war eine Hölle.

Die Kirche — das Lebensprinzip der Gesellschaft

Christen streichen die Fahne auch nicht vor den Schwierigkeiten der derzeitigen Massengesellschaft. Die Bedürfnisse der Massengesellschaft müssen von einem ungeheuren Apparat bewältigt werden. Darin liegt die Gefahr, daß ein System totaler Versorgung umgekehrt Anspruch erhebt auf den ganzen Menschen. In dieser Situation ist es christliche Sorge, daß der Mensch wirklich Mensch bleibt.

Diese gemeinsame Sorge äußert sich verschieden, je nach den Verhältnissen, und ihr Gegenstand kann anders sein im Westen und im Osten unseres gespaltenen Vaterlandes.

Im Westen können sich freie Gemeinschaften mehr entfalten als im Osten. Aber auch in der Bundesrepublik drohen ihnen Mißverständnisse und Angriffe. Eine Verwaltung hat den Drang, ihre Zuständigkeit auszudehnen, und der Trieb der Bürokratie, zu überwuchern, engt das Feld freier Gemeinschaften ein. Die bürokratische Tendenz wird gefördert durch die Absicht von Parteien und Gruppen, den gesamten öffentlichen Raum zu politisieren. In nicht wenigen, nicht einflußlosen Köpfen malt sich die seltsame Vorstellung, als dürfe im öffentlichen Raum nichts unpolitisch, müsse dagegen in ihm alles religiös-weltanschaulich indifferent sein.

Ein Deutscher Katholikentag, der das Thema dieses 78. hat, kann es nicht unterlassen, hierzu einiges Klärende zu sagen, auch wenn es geschieht von dem beschränkten Blickfeld eines Westdeutschen.

Würde die freie Wohlfahrtspflege in der Bundesrepublik ihre zahlreichen Anstalten dem Staat und den Gemeinden schenken, lediglich mit der Auflage, sie zu erhalten: das Geschenk risse ein riesiges Loch in die Haushaltsrechnung. Auch soweit Staat und Gemeinden verhältnismäßig niedrige Zuschüsse gewähren, machen die Steuerzahler ein finanzielles Geschäft. Das Entscheidende ist aber nicht das Finanzielle. Entscheidend ist, daß in der freien Wohlfahrtspflege Hunderttausende und wieder Hunderttausende freiwilliger Helfer aus der Anonymität heraus bei ihren Namen gerufen sind und nicht den nummerierten Versorgungsberechtigten, sondern den Menschen ansprechen, der, jeder für sich, ein unwiederholbares Ebenbild Gottes ist.

Wir Katholiken in der Bundesrepublik sind uns durchaus dessen bewußt, in einer Gesellschaft mit entgegengesetzten Weltanschauungen, in einem religiös-weltanschaulich neutralen Staat zu leben. Wir wollen keine Protektion des Staates über die Kirche. Wir wollen nichts als die Freiheit, in demokratischer Weise zu unserem Teil in der Öffentlichkeit den christlichen Grundsätzen Geltung zu verschaffen.

Gott weiß, nicht aus Herrschsucht! Nach unserer Überzeugung ist das Christentum die festeste Grundlage staatlicher Ordnung, die Kirche, nach einem Satz Papst Pius' XII., das „Lebensprinzip der Gesellschaft“. Wenn man diese Überzeugung Konfessionalismus nennt, nun, dann sind wir mit Dank und Freude konfessionell. Ja wir wollen eine konfessionelle Erziehung unserer Kinder, in der Schule wie im Elternhaus, ja wir wollen auch eine konfessionelle Erwachsenenbildung, auch eine konfessionelle Fürsorge! Der Einwand, daß dadurch die Einheit im Volk gefährdet werde, stört uns nicht. Wir haben von der deutschen Kultur eine höhere Meinung. Wir meinen nicht, daß sie die Sterilisierung der in der Öffentlichkeit fruchtbaren religiös-weltanschaulichen Kräfte voraussetzt und die Schrumpfung der verschiedenen Weltanschauungen bis zu der Froschperspektive, in der der Himalaya und der Berliner Kreuzberg gleich hoch erscheinen. Um die Volksgemeinschaft ist es nach unserer Überzeugung um so besser bestellt, je größer unser Beitrag ist aus christlichem Gedankengut.

Der dreifache Hunger des Menschen

Wenn wir jetzt den Blick von dem öffentlichen Raum ab und dem einzelnen Menschen zuwenden, so sehen wir, daß der Mensch einen dreifachen Hunger hat. Der Mensch hungert nach Brot. Der Mensch hungert nach Freiheit. Und der Mensch hungert, ob er es wahrhaben möchte oder nicht, nach Gott.

Da ist zunächst der Hunger nach Brot. Gewiß, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, aber er lebt auch vom Brot, und Hungrige speisen ist eines der leiblichen Werke der Barmherzigkeit. Wissen wir nicht, daß drei Fünftel der Menschheit hungern, daß jährlich 30 bis 40 Millionen Menschen den Hungertod sterben? Diese erschütternden Tatsachen gehen nicht allein die Vereinten Nationen an. Sie sind vor allem eine Herausforderung der Christen.

Der Arbeitskreis des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, der sich mit internationalen Anliegen befaßt, hat auf seiner Tagung in Saarbrücken beschlossen, den Präsidenten des Katholikentags von Berlin zu bitten, vor diesem repräsentativen Forum dem stummen Notruf der Hungernden die eindringliche Stimme des Katholikentages zu leihen. Ich tue dies um so lieber, als darin das Wesen christlicher Sorge sichtbar wird. Die christliche Sorge für die Hungernden erschöpft sich nicht im Materiellen. Wir Christen sind nicht so töricht, die technischen und organisatorischen Mittel zu verschmähen, mit denen man der Not zu Leibe rückt; auch wir nutzen sie aus. Aber wir beten auch, zu Gott, der in der Wüste Manna regnen ließ, zu Christus, der die wunderbaren Brotvermehrungen wirkte. Als Christen begnügen wir uns auch nicht mit einem Almosen. Das Almosen ist oft der unentbehrliche Beginn der Hilfe und manchmal auch die einzig mögliche. Ziel der christlichen Sorge, die sich auf den Menschen richtet, ist jedoch, aus dem Bettler einen Arbeiter zu machen. Christliche Sorge ist es, daß die hungernden Völker gesunde Glieder der Menschheitsfamilie werden.

Da ist zweitens der Hunger nach Freiheit. Er ist der stärkere. Dem menschlichen Geist ist es gemäß, daß er nach der Wahrheit fragt — Gott selbst hat diese Frage in ihn hineingelegt. Keine Macht auf Erden ist berechtigt, den Weg zur Wahrheit zu versperren oder zu erschweren. Dem Menschen, der die Wahrheit sucht, ist einzig das

Gesetz gegeben, das Gott, der Urheber der Freiheit, einem jeden unmittelbar eingeschrieben hat: das Gewissen. Die höchste Freiheit, die menschlichste, ist darum die Gewissensfreiheit. Wer sie gewaltsam antastet, empört sich gegen den, von dem sich alle irdische Gewalt herleitet.

Frei im Glauben an Gott, frei im Handeln für Gott — das ist die Freiheit, um die sich die Christen in jedem Staat sorgen müssen, wie immer dieser sonst beschaffen sein mag, sorgen in jeder erlaubten Weise und, wo es geboten ist, mit unermüdlicher Geduld.

Diese Geduld ist nicht die der Resignation, sondern die der Hoffnung. In seinem schönen Buch „Freiheit, Gnade, Schicksal“ weist Romano Guardini darauf hin, daß der Staat weder eine Maschine noch ein Termitenhafen ist. Er kann deshalb auf die Dauer weder mechanisch noch biologisch funktionieren. Der Staat ist, führt Guardini aus, im Wesen auf die Person bezogen, und mit den sich daraus ergebenden, also in der Sache liegenden Notwendigkeiten kann sich der Wille zur Freiheit verbünden. Romano Guardini möge selber sprechen: „Das wird viel mühsamer sein, viel mehr Verstand und Arbeit verlangen, viel unscheinbarere Tugenden voraussetzen als bei den Freiheitskämpfen des 19. Jahrhunderts. Aber es wird gelingen.“

Da ist drittens der Hunger nach Gott. Er ist der stärkste, stärker als der nach Brot, stärker auch als der nach Freiheit. Denn ein Mensch kann selig sein, obwohl er leiblich verhungert, und selig sein kann sogar der, dessen Hunger nach Freiheit nicht gestillt, der vergewaltigt, der getötet wird. Lesen Sie die letzten Briefe der Seligen von Plötzen-see! Unselig ist immer derjenige, der den Hunger nach Gott unterdrückt. Unterdrückt — denn jeder Mensch hat ihn, nicht minder der, der Gott leugnet und lästert. Ein Mann, der selbst hindurchgeschritten ist durch die Abgründe der Gottlosigkeit und der Sünde, der heilige Augustinus, hat es aus tiefster, innerster Erfahrung bekannt: „Für Dich, Gott, hast Du uns geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir!“

Mit dem Hunger nach Gott, der Unruhe und der Ruhe des Herzens wird sich der Katholikentag im ganzen, werden sich besonders die öffentlichen Versammlungen beschäftigen, an denen ich Sie bitte aufgeschlossen teilzunehmen.

Unermeßlich ist der technische und wirtschaftliche Fortschritt der Menschheit — und die Aussicht in die nahe Zukunft verschlägt den Atem. Indessen, wer wagt zu behaupten, wir, die Generation der Eroberung des Welt-raums, hätten einen größeren Frieden des Herzens als unsere Urgroßeltern in der Zeit der Postkutsche? Sind wir nicht in einen Teufelskreis geraten, in dem wir hin und her gehetzt werden zwischen Übermut und Verzweiflung? Sind wir nicht Gefangene geworden der Natur-gesetze, die wir entdecken, der Dinge, die wir erfinden? Treiben wir noch die Entwicklung, oder werden wir getrieben, ohne Halt, ohne Steuer, ohne Kompaß?

Mit einer Sozial- oder Zeitdiagnose ist es da nicht getan. Die Einsicht in die Lage ist gewiß wichtig. Aber sie ist zu beschränkt, als daß sie das Wesentliche erhellen könnte. Was die ganze Wirklichkeit erklären und auch die ganze Wirklichkeit ändern kann, ist die Diagnose des Menschen. Was ist der Mensch? Unsere Sorge der Mensch — das heißt zugleich: der Mensch unsere Frage. Unser Heil der Herr — das ist die Antwort!

Das Grußwort Bischof Döpfners

Danach richtete der Bischof von Berlin, Julius Döpfner, das Wort an die Versammelten:

Zu den guten Grußworten, die wir eben hörten, darf ich noch den herzlichen Willkommengruß des Bischofs der Katholikentagsstadt hinzufügen: Gott selbst grüße euch und segne euch die kommenden Tage.

Ihr habt alle einen Wegweiser für die Veranstaltungen des Katholikentages erhalten, damit ihr euch zurechtfindet, und ein Programm, damit ihr wißt, was an den einzelnen Tagen geschieht. Darf ich euch ein paar schlichte Winke geben, die wie ein geistlicher Wegweiser sein wollen, und das Programm ein wenig erläutern.

1. Unser Heil der Herr. So lautet der entscheidende Teil unseres Leitwortes. Wir wollen in diesen Tagen das Wort des Propheten Isaias wahr machen: „Wir frohlocken und freuen uns seines Heiles“ (Is. 25, 9). Es sollen Tage froher Begegnung mit Gott, unserem Heile, werden, Tage beglückten Erlebens unserer Berufung. Was müssen wir da tun?

Hüten wir uns vor der Hetze! Die kommenden Tage werden für euch anstrengend sein, aber sie sollen nicht in Hetze ablaufen. Eine Bergfahrt ist mühsam, doch wenn sie recht geschieht, ist sie ein ruhiges, zielbewußtes Steigen zur Höhe. Hingegen sind manche heutige Urlaubsfahrten mit dem Auto, die Kilometer fressen, viel sehen und wenig ruhig erleben, von der Hetze gezeichnet. Merkt ihr den Unterschied? So laßt euch diese Tage etwas kosten, aber laßt sie nicht in die Hetze geraten! Aus dem reichen Programm wählt euch das aus, was gerade für euch wertvoll und anregend zu sein scheint. Besser weniger, und das gut, als alles mitmachen, aber in Hetze. Wer zum erstenmal in Berlin ist, wird darauf achten, daß er von der großen Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten nicht zerrissen wird. Verschafft euch einen Gesamteindruck, und beschränkt euch auf einige echte Begegnungen, die zum Charakter des Katholikentages passen. Ihr seid ja nicht Berlin-Fahrer wie so viele andere, sondern Wallfahrer.

Was ihr tut, das tut ganz! Wo ein heilsames Wort gesprochen wird, da seid lauschende Hörer, die das Gesagte in das Herz hereinnehmen und bedenken. Wo ihr etwas ansieht, wie etwa in den verschiedenen Ausstellungen, da schaut mit den Augen des Herzens, langsam und fragend, daß das Geschaute euch zu lebendigem Besitz wird.

Macht die kommenden Tage zu einer Zeit des Gebetes! Ihr werdet verschiedene Gottesdienste mit großer Teilnehmerzahl erleben. Das seien für euch nicht religiöse Massenveranstaltungen, vielmehr wie eine Vorgabe jener großen Schar, jener Tausende und Abertausende, die nach dem Zeugnis der Apokalypse den anbeten, der auf dem Thron sitzt. Es kommt nur darauf an, daß ihr mit einem glaubenden und liebenden Herzen mitwirkt. Wie wird euch gerade dieses Erlebnis stärken für euren Weg in der Masse und für die äußerlich so kärglichen Gottesdienste in der Diaspora. Vergeßt darüber nicht das ganz persönliche Gebet! Euer Morgen- und Abendgebet soll sich in den kommenden Tagen einmal in größerer Ruhe und Ausführlichkeit entfalten. Betet still in den Kirchen Berlins, in der Anbetungskapelle hier im Messegelände und am Stadion! Gerade die Gebetsinnigkeit so mancher Teilnehmer war bei den letzten Katholikentagen eine besonders beglückende Tatsache.

2. Unsere Sorge der Mensch! Diesen anderen Teil unseres

Leitwortes wollen wir für die kommenden Tage ganz konkret formen, etwa im Sinne des hl. Paulus: „Wir sorgen einträchtig füreinander“ (2 Kor. 12, 25). Gewiß soll uns für die große Sorge einer wahrhaft christlichen Lebensgestaltung in den kommenden Tagen manche Anregung und Lösung geschenkt werden. Aber wir wollen während der Zeit, da wir zusammen sind, möglichst von uns selbst absehen, weniger etwas für uns erwarten, als uns vielmehr ganz einsetzen für den anderen. Wir wollen uns also nicht fragen: „Was muß für mich geschehen?“ Wir fragen uns vielmehr: „Was kann ich jeweils für den anderen tun?“ Wir helfen alle zusammen, eine Atmosphäre sorgender Liebe und schlichter Hilfsbereitschaft zu schaffen. Wir grüßen einander, wenn wir am Kleid des anderen das Katholikentagskreuz sehen, und sprechen miteinander wie Brüder der gleichen Familie, wo es sich zwanglos ergibt. Seid gewiß: Wenn ihr so handelt, dann werdet ihr für euch selbst das Beste mitnehmen von unserem Katholikentag und auch in Zukunft tatkräftig sorgende Jünger Christi sein.

Nun wollen wir diese Stunde erster Begegnung im Gebet beschließen, damit wir gleich erfahren, wie eine profane Veranstaltungshalle zur Stätte der Besinnung und der Gottesbegegnung werden kann.

Mit dem Abendgebet schloß die Feier.

... in der Seelenbinderhalle

Eineinhalb Stunden später fand in der Werner-Seelenbinder-Halle die zweite Eröffnungkundgebung statt. Die Versammlung wurde einleitend begrüßt vom Vizepräsidenten des Katholikentages Josef Baumann, einem indischen Katholiken im Namen der ausländischen Gäste und durch Präses Kreyszig als Vertreter des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Die Festrede hielt der Bischof von Meißen, Otto Spülbeck. Die übrigen Sprecher waren die gleichen wie in der Deutschlandhalle.

Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr

Meine lieben Brüder und Schwestern aus Ost und West! Wer wallfahrtet, weiß zu beten; wer wallfahrtet, will sich bekehren; wer wallfahrtet, fängt neu an.

Unsere Wallfahrt „Katholikentag Berlin 1958“ will dies alles auch; aber unserem Tun ist ein aufrüttelndes Wort und ein sieghaftes Wort vorangestellt:

Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr.

Es geht nicht nur um *mein* Gebet, um *meine* Bekehrung, um *meinen* neuen Anfang; sondern es geht um den, den der Herr mir als Bruder gegeben hat; unsere Wallfahrt geht um Mitmenschen; ihn wollen wir sehen und seiner uns annehmen. Aber diese unsere Wallfahrt endet letztlich in Ihm, von dem wir bekennen: Unser Heil der Herr.

Dieses große Rahmenthema unseres Katholikentages zielt auf die zentralen Anliegen des gläubigen Menschen heute; denn es geht, gerade in unserem Raume, immer wieder um Gott, und es geht, in unserem Raume, immer wieder um den Menschen. Es geht letztlich um den Gottmenschen, um Jesus Christus, um unseren Bruder, es geht um unsere Brüder. Wir glauben, daß, wenn wir dieses Anliegen in den Mittelpunkt stellen, auch diese Wallfahrt ihr Ziel erreicht, das Ziel des Gebetes, der Bekehrung und des neuen Anfangs.

Nehmen wir daher diese Leitworte aus der Äußerlichkeit

unserer Werbeplakate, nehmen wir sie hinein in das Innerste des Herzens. Lassen wir sie durch das leuchtende Auge in unsere Seele hineinstrahlen, lassen wir diese Worte wie ein Senkblei in unsere Seele hineinfallen, damit wir wissen, wie tief sie sei.

Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr.

Darf ich heute Ihre Gedanken auf den Katholikentag 1952 zurücklenken, und zwar auf die Eröffnung der Arbeitstagung, wo Professor Romano Guardini zu uns sprach: „Nur wer Gott kennt, kennt den Menschen“?

Der Mensch ist geschaffen nach Gottes Ebenbild

Der Mensch versteht sich nicht aus sich selbst; ihm ist jener geheimnisvolle Entschluß eingeprägt, von dem im Schöpfungsbericht (1, 26 f.) die Rede ist: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis.“ „Und Gott schuf den Menschen als sein Bild; als Gottesbild schuf er ihn.“

Dreimal betont das Gotteswort, daß der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen ist. Von dorthin ist der Mensch also zu verstehen. Von dorthin begreifen wir sein Wesen, von dorthin kommt der Mensch. Wenn er jedoch Gott vergißt, dann läuft er Gefahr, sich selbst mißzuverstehen. Der Ursprung haftet ihm an; er ist sein Bild und Gleichnis, er ist ein für allemal auf Gott bezogen. Wie wichtig ist es daher, sich immer wieder diesen Bezug lebendig vor Augen zu halten. Wer daher Gott nicht kennt, der mißversteht sich selbst.

In diesen Tagen gehen wir einen Schritt weiter, von der Erkenntnis, vom Wissen zum Wollen: Unsere Sorge der Mensch! Meine Sorge bist du; ich Sorge mich um dich. Wir beide sind nach dem Bilde Gottes geschaffen, aber wir sind einander Brüder. Und so sollst du den Nächsten lieben wie dich selbst, sollst dich um deinen Bruder bemühen.

Wir dürfen uns nach dem Wort des Herrn nicht ängstlich sorgen um uns selbst, um das, was wir trinken und essen werden. Darum beten wir ja: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Was wir nötig haben, darf uns nicht mit ängstlicher Sorge erfüllen; das gibt uns der Herr.

Aber sorgen dürfen und müssen wir uns um die Brüder, um die, mit denen wir verbunden sind durch das Offenbarungswort des Herrn, geschaffen nach seinem Ebenbild. Diese Sorge kann vielfältig sein. Sie kann seine Gesundheit, sein Essen und Trinken, sein Wohnen und Arbeiten, seine Familie, seine Ehe und seine Kinder betreffen. Es ist die besondere Aufgabe eines jeden Staates und jeder Regierung, in aller Deutlichkeit herauszustellen, daß seine erste und vornehmste Sorge der Mensch sei. Diese vielfältigen Bemühungen liegen nicht im Aufgabenkreis unseres Katholikentages. Wir wollen vielmehr *den* Beitrag leisten, den wir als Kirche zu diesem alle Menschen berührenden Anliegen leisten können. Einen Beitrag, den uns niemand abnimmt und den zu leisten für uns daher höchste Verpflichtung ist. Wir wollen also hier uns nicht um die einzelnen vordergründigen Bedürfnisse des Menschen bemühen, sondern eine andere, grundsätzliche Sorge sehen.

Wir wollen unseren nach innen gewendeten Blick schärfen hin auf den Menschen als Menschen. Der Mensch als Mensch scheint uns gefährdet und ruft unsere Sorge wach. Wenn nämlich der Mensch das Bild, nach dem er geschaffen ist, vergißt, wenn er nicht mehr Bild vom Bilde Gottes sein will, wenn er seinen Ursprung verleugnet, ja sein

Urbild in tobendem Haß verfolgt, dann geht der Mensch als menschliche Gestalt, die Person des Menschen, nicht nur in die Irre, sondern sie löst sich auf, wird unmenschlich und zerstörerisch. Das Mittelalter kannte den Satan in Menschengestalt als menschenverschlingendes Ungeheuer.

Der Mensch ist Person

Die heutige Zeit ist angefüllt davon, daß der Mensch nichts anderes sei als das Produkt seiner Umgebung. Er sei ein Ergebnis der Vererbung und der gesellschaftlichen Umstände. Dabei übersieht man immer wieder, daß der Mensch Person ist, Individualität, Einzelwesen, daß er eine innere Mitte hat, von der er lebt, daß er ein „Ich“ ist und nicht ein „Es“. Dieser Selbststand der Person und der Innerlichkeit bedeutet, daß das Ich sich selbst in Bewegung setzt in seinen Handlungen, daß es also aus sich selbst handelt und in sich selbst steht. Es übernimmt Verantwortung für sein Tun, weil es nicht in den Zwang der Naturgesetze, der Triebe und Motive eingebunden ist; es ist befähigt zu selbstloser Liebe und schenkender Güte, zum bewußten Erleben von Freud und Leid; es kennt echte Reue und Umkehr des Herzens. Es ist also nicht allein Produkt seiner Umgebung, sondern es entfaltet sich in lebendiger Auseinandersetzung und Wechselwirkung mit der Umwelt, weil eben das Ich ein souveräner Gestalter und nicht eine von den Schnüren der blinden Naturkausalität abhängige Marionette ist.

Der freie Wille ist die Krönung dieses Ichs, das in seiner schöpferischen Möglichkeit die unmittelbare Nähe zu Gott, dem Schöpfer, deutlich erweist.

Der Mensch ist mehr als Umgebung und Vererbung, er ist Person, Individualität, Selbststand und selbsthandelndes Ich. Er ist Abglanz vom Ich Gottes. Er ist ein Ich, das Gott anschaut und auf dessen Zügen der Glanz Gottes liegt.

Lassen Sie mich zur Verdeutlichung auf die Kunst des Mittelalters hinweisen: Am Nordportal der Kathedrale zu Chartres befindet sich eine doppelte Skulptur von einem unbekanntem Meister des 12. Jahrhunderts. Es ist das Wort der Genesis dargestellt, von dem wir eben sprachen: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis.“ Gottvater thront, die Hand sinnend aufgestützt, und in einer unwirklichen Kontur erscheint hinter dem Rücken Gottvaters das innerlich geschaute Bild des ersten Menschen. Ein Bogenfeld weiter befindet sich die zweite Skulptur, die das Wort der Genesis 2, 7 darstellt: „Und Gott bildete den Menschen aus dem Staub der Erde.“ Man erkennt Gottvater, wie er mit scheuen, behutsamen Händen an einem Lehmklöß modelliert, und unter seinen formenden Händen wird der erste Adam sichtbar. Die Feinheit der Skulpturen, die nur zart angedeuteten Gebärden geben diesen Bildwerken den weltberühmten künstlerischen Rang.

Diese Bildwerke sind jedoch auch theologisch aussage-mächtig. Gottvater ist in dem uns geläufigen Bild des bärtigen Christus, wie wir ihn seit dem ausgehenden Altertum kennen, dargestellt. Also nicht Gottvater, der sich deutlich unterscheidet von der Gestalt Christi, sondern man vermeint in den Skulpturen zu Chartres Christus selbst zu sehen. Unwillkürlich denkt man dabei an das Wort des Johannesevangeliums 14, 9: „Wer mich sieht, sieht auch den Vater.“ Und an das Wort des Kolosserbriefes 1, 15: „Er ist das Ebenbild Gottes des Unsichtbaren, der Erstgeborene vor aller Schöpfung.“ Wenn

wir uns sodann der Gestalt des Adams zuwenden, sehen wir wieder die Ähnlichkeit, wie sehr das Bild Christi in diesem Adam lebt. Nach Seinem Bild sind wir geschaffen, und Christus ist das Ebenbild Gottes des Unsichtbaren. So hat der mittelalterlichen Meister sein tiefes Wissen von der Schöpfung des Menschen plastisch ausgedrückt.

Der Schöpfungsplan Gottes und die Leibwerdung des Menschen hat wohl selten eine zartere und tiefere Darstellung als in Chartres bekommen. Wir verstehen, wenn ein großer Denker der vergangenen Zeit zu diesem Bilde in Chartres gesagt hat: „Magna cum reverentia creavit Deus hominem — Mit großer Ehrfurcht erschuf Gott den Menschen.“ Gott steht gleichsam vor seinem Werk, zu dem er sagt: „Und es war sehr gut.“ Gott hat diese Kostbarkeit geschaffen, in die einst sein eigener Sohn einziehen wird, um als Mensch zu leben. In Ehrfurcht schaut Gott auf dieses Werk seiner Hände, das Gott so ähnlich ist und das durch die Menschwerdung seines Sohnes auf ewig ihm verbunden bleiben sollte in der Herrlichkeit des Himmels, in dem der Gottessohn in verkörperter Menschheit thront.

Unsere Sorge um den Menschen

Jetzt müssen wir uns fragen: Ist dieser Mensch, der aus der Hand Gottes so hervorgegangen ist, der die Züge seines geliebten Sohnes trägt, bei uns Menschen wohl aufgehoben oder haben wir seine Schönheit, seine Gottesebenbildlichkeit schon längst preisgegeben? Es geht uns nicht um die äußere Schönheit, es geht uns um den Menschen, wie Gott ihn geschaut hat und wie er sein muß, damit er nicht verdirbt, es geht uns um Gottes wahres Ebenbild im Menschen.

Unsere Sorge der Mensch! Sind aber diese Überlegungen nicht ästhetischer Art, unwirklich und weltfremd? Nein, es geht um den lebendigen Menschen, wie er leibt und lebt, damit er nicht verdirbt, sich selbst und anderen zur Qual wird. Man könnte dagegen einwenden: Wir sind Sünder und bleiben es; das Ebenbild Gottes in uns ist durch die Ursünde zerstört. Jetzt ist nicht mehr viel zu reparieren, und der zerbrochene Spiegel ist nicht mehr heil zu bekommen. Ja, das alles wissen wir und bedenken es auch. Wir kennen die Erbsünde und ihre Folgen. Aber unsere Sorge um den Menschen ist anders gemeint. Wir haben Sorge, daß der Mensch in einer viel tieferen Schicht verdirbt, als er durch gelegentliche neue Sünde verderben kann. Der Mensch kann im Innersten und Tiefsten sich selbst zerstören und sich dem Dunkel preisgeben, er, der Licht vom Lichte Gottes ist. Wenn auch das Ausmaß der Finsternis, das Luzifer in seiner Selbstzerstörung zuteil geworden ist, dem Menschen auf Grund der Gnade nicht mehr verhängt wird, kann der Mensch sich doch in seinem freien Willen dem Wahren und Guten so bewußt verschließen, daß er daran zerbricht, sich selbst zur Qual und den Mitmenschen zum Verhängnis.

... und seine Wahrhaftigkeit

Lassen Sie mich nur von wenigen Sorgen sprechen, die wir um den Menschen als Menschen heute haben, die aber wohl grundlegend für die Genesung oder die Zerstörung des Menschen zu sein scheinen.

Die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott leuchtet vor allem in seinem Geist auf. Der Geist aber ist zugewandt der Wahrheit. Der Geist ist rein und hell wie die Wahrheit. Die Denker haben seit uralten Zeiten die Wahrheit immer

definiert: *Adaequatio intellectus et rei* — die Angleichung des Intellektes an den Gegenstand, der Zusammenklang der Einsicht mit der Sache. Wenn nun ein Mensch nicht mehr im Letzten diese Übereinstimmung seiner Einsicht mit der Tatsächlichkeit bejaht, dann zerbricht etwas in ihm. Nicht wenn einer irrt oder wenn er lügt, sogar öfters lügt, geschieht dies. Denn hier empfindet der Mensch die Treue zur Wahrheit als eine Pflicht, und er fühlt sich schuldig und als Lügner. Wenn aber ein Mensch grundsätzlich der Wahrheit widerstrebt, gegen die Wahrheit ankämpft, wenn er die Wahrheit nicht wahrhaben will, sondern sie negiert, wenn er vor dem Licht die Augen schließt, dann zerstört er sich selbst. Dann wird er innerlich unwahr, nicht im Sinne eines Lügners, sondern viel schlimmer. Er wird, wie die Heilige Schrift es sagt, ein unreiner, ein unsauberer Geist, weil er die lichte Klarheit bewußt verneint. Die Psychiater und Nervenärzte wissen heute von solchen Dingen viel zu erzählen. Der Katechismus sagt: Wer der erkannten Wahrheit widerstrebt, sündigt wider den Heiligen Geist. Hier ist unsere Sorge. Schließen nicht viele unserer Mitmenschen die Augen vor der Wahrheit aus Gründen der Nützlichkeit, des Fortkommens; sie wollen viele Dinge nicht annehmen, weil sie Konsequenzen haben. Daher betäuben sich die Menschen, schauen beiseite, verdrängen die Wahrheit und lassen alles untergehen in billigem Vergnügen oder wilder Arbeitswut. Der Mensch in seinem Innersten aber geht darüber zugrunde.

Andere Menschen fühlen sich nicht an die Wahrheit gebunden als letzte Norm. Sie glauben, daß alles relativ sei. Heute so und morgen so. Sie glauben an die Veränderlichkeit der Wahrheit und sind ohne innere Umkehr und ohne Neuorientierung bereit, heute das anzubeten, was sie gestern verbrannt haben, und heute das zu verbrennen, was sie gestern angebetet haben. Diese Menschen nehmen die Wahrheit nicht ernst. Nicht weil sie nicht nachdenken und in den Tag hineinleben, sondern weil sie grundsätzlich die verpflichtende Macht der Wahrheit leugnen. Es gibt für sie keine festen Normen, keinen Halt. Sie zweifeln an allem und verlieren so den Boden unter ihren Füßen.

Durch unsere wissenschaftlichen Zeitschriften ging vor einiger Zeit ein bemerkenswerter Bericht über das Krankheitsbild eines Industriearbeiters, bei dem man keine organischen Symptome für seine Auszehrung fand. Er schien körperlich ganz gesund zu sein. Kreislauf, Herz, Leber, Galle waren ohne Befund. Im Gespräch mit dem Arzt zeigte es sich jedoch: Der Patient sah keinen Lebensinhalt, sein Dasein war ohne Sinn, und diese Sinnentleerung seines Lebens ging an den Lebensnerv und erzeugte die todesähnliche Krankheit. Sein Leben hatte keine Wahrheit mehr.

... und seine Gerechtigkeit

Wie mit der Wahrheit, so ist es auch mit der Gerechtigkeit. Nicht die einzelne Ungerechtigkeit bedeutet letztes Unheil für die Gesundheit des Menschen. Jedoch wenn er bewußt gegen die Gerechtigkeit lebt, gegen sie angeht, wenn er alle Ordnungen durchstoßen will, seine Freiheit mißbraucht und die Ordnungen Gottes zerbricht, dann verliert der Mensch das Gefüge, in dem er leben kann, er wird krank und verdirbt. Der Mensch hat ein angeborenes Gefühl für das Gute. Wenn er dieses Gefühl bewußt

abtötet, wenn er böse sein will und die Gerechtigkeit haßt, dann verwildert der Mensch, und das leuchtende Ebenbild Gottes zerbricht.

Das ist unsere Sorge, daß der moderne Mensch seine Bindungen verliert, die ihm von Gott gegeben sind, die Bindung an die Wahrheit und die Bindung an die Gerechtigkeit. Es fehlt unserem Menschen die Leidenschaft zur Wahrheit, die das Griechentum und das Mittelalter so hoch auszeichnet. Es fehlt dem heutigen Menschen weniger am *Gefühl* für Gerechtigkeit als an dem *Willen* zur Gerechtigkeit. Die unmenschlichen Auswüchse des Menschenbildes haben wir hier in Berlin genugsam kennengelernt, und die neu zu erbauende Kirche in Plötzensee zu Ehren der Regina Martyrum, der Königin der Märtyrer, ist ein lauter Anruf an die Bildung des Gewissens, damit der Mensch wieder recht werde und nicht verderbe.

... und seine Liebe

Rettet den Menschen! So müssen wir unserer Zeit zuzurufen. Wie können wir ihn retten? Fragen wir uns: Wovon lebt der Mensch? Wir sagten es schon: von der Wahrheit und von der Gerechtigkeit. Der Mensch lebt aber vor allem von der Liebe. Ohne Liebe gedeiht der Mensch nicht. Ein ungeliebter Mensch ist ein gefährdeter Mensch. Der Mensch muß Liebe empfangen und Liebe austeilen, sonst verkommt er.

Wenn Gott die Liebe ist, wie es im Johannesbrief heißt, dann ist auch sein Ebenbild, der Mensch, auf Liebe hin geschaffen. Er muß Liebe ausstrahlen und empfangen. Wir sehen hier ab von dem so entsetzlich mißbrauchten Sinn, den man diesem Wort „Liebe“ heute weithin gibt. Liebe ist hier gemeint in dem echten und tiefen Sinn, der bei der zärtlichen Liebe beginnt und hinübergeht in die wärmende Geborgenheit, die der Reichtum des Menschenherzens erzeugen kann. Pädagogen und Psychologen erklären uns heute, daß viele kindliche Erziehungsschwierigkeiten damit zusammenhängen, daß die Eltern ihre Kinder noch nicht richtig angenommen haben. Die Kinder fühlen sich noch nicht aufgenommen in die Familie; sie fühlen die Nestwärme nicht, die Geborgenheit, die Zuneigung der Eltern, und so erzwingen sie sich Liebe und Aufmerksamkeit durch abnormes Verhalten, durch Krankheiten und Neurosen.

Mehr, als man bisher wußte, gehört die zärtliche Liebe einer Mutter zum Gedeihen des Kindes. Die körperliche Nähe der Mutter zum Kind schafft dieses unersetzliche Fluidum. Darf ich einem Kinde diese zum Menschsein entscheidende Gabe verweigern? Darf ich das Kind fremden Händen anvertrauen aus Leichtsinne oder Gewinnsucht?

Unsere Sorge der Mensch!

Der Heilige Vater Papst Pius XI. hat in seiner so bedeutsamen Ehezyklika *Casti connubii* (1930, nr. 119) das schöne Wort gesagt: „Das Elternhaus soll den Kindern zu einem Paradies werden, ein letztes Stück jenes Paradieses, in das Gott die ersten Menschen gesetzt hat.“

Die Liebe der Eltern und vor allem der Mutter muß also das Elternhaus zu einem Paradies voll lauterer Glückes für die Kinder machen. Wie ernst müssen dann aber die Überlegungen sein, wenn den Kindern auch nur zeitweilig dieses Paradies geraubt werden soll? Welche Verantwortung laden die Eltern auf sich, wenn sie leichtfertig oder aus Gewinnsucht ihren Kindern die zärtliche

Liebe vorenthalten und so deren Glück und echtes tiefes Menschsein später gefährden!

Die Liebe, die wir ausstrahlen, gilt jedem, dem wir begegnen. Bemühen wir uns um die kleinen Dinge. Die erste Brücke zum Menschen ist ein Lächeln. Lächeln und Freude gehören zusammen. Sie müssen aus einem liebebereiten, offenen Herzen kommen. Wie anders könnte unsere Umwelt aussehen, unsere Arbeitsstätte, unsere Familie, wenn leuchtende Liebe und Freude die Gesichter der Menschen erhellte. Liebe muß geübt werden, so wie die Freude mitgeteilt werden muß. Nicht die geschwätzig laute Lustigkeit, sondern die Sorge, daß man, um mit dem Apostel zu sprechen, „zum Diener eurer Freude wird“, verbindet die Herzen (2 Kor. 1, 24).

Es geht um den gesunden, von Gott geschaffenen, nach seinem Ebenbild gestalteten Menschen. Laßt mich, um ganz bei der Praxis zu bleiben, in diesem Zusammenhang ein weltlich gewordenes Wort nennen, und mißversteht es nicht. Ich meine das Wort „Charme“. Das Wort kommt wohl von Carmen, von Lied. Charme hat der Mensch, der froh zum Lied gestimmt ist. Wie oft ist in den Psalmen von dem neuen Lied die Rede, das wir Menschen anstimmen sollen Tag für Tag. Aber ist unser Herz überhaupt liederfüllt, haben wir Charme? Charme gilt für beide Geschlechter und ist nicht nur eine Gabe der Natur, sondern eine Erziehungssache. Ob ich den Tag mit Trübsinn und Unlust beginne, ob ich meinen Launen mich anheimgebe oder ob ich mich überwinde und tapferen Herzens dem Mitmenschen begegne, ist Sache des Willens. Wenn schon nicht singend, so doch mit hellen, leuchtenden Augen, gestrafft und in offener Bereitschaft. Wie vielfältig ist doch die Form der Liebe im täglichen Begegnen! Wie muß sie geübt werden, wie viele Überwindungen gehören dazu, wieviel Aufmerksamkeit ist nötig, aber welch reiner Gewinn wird hier geschenkt, wenn ich so frohen Herzens ans Werk gehe, im Vertrauen auf den guten Vatergott, und mir selbst und den anderen die Lasten des Lebens erleichtere.

Es gibt frohe Menschen von Natur aus, aber es gibt auch frohe Menschen durch Selbstüberwindung, weil sie den anderen Menschen Liebe schenken wollen.

Die Liebe ist das Höchste, was wir von Gott empfangen haben und was wir zu schenken in der Lage sind. Indem wir einander Liebe schenken, erfüllen wir in ausgezeichnetster Weise unser Menschsein. Das hat noch nichts mit dem Liebesgebot Christi zu tun. Schon im natürlichen Bereich werden uns diese Pflichten auferlegt. Der gesunde, natürlich empfindende Mensch ist ja der Christus entgegenreifende Mensch. Die Gnade setzt auch hier die Natur voraus. Wenn wir aber von der Gnade Christi erfüllt, mit neuen Kräften zur Liebe begabt sind, dann sollten wir Christen unsere Verantwortung sehen, den durch seine Liebesarmut gefährdeten Menschen zu retten, indem wir uns bemühen, Liebe über Liebe zu spenden, hilfreich-gütig einander zur Seite zu stehen. Da bauen wir den Menschen an seiner kostbarsten Stelle wieder auf, da der Mensch aus der Liebe lebt.

Darum begreifen wir es nicht und warnen unser Volk ernstlich davor, den Haß zu säen. Wer den Haß predigt, predigt den Untergang. Die Liebe baut auf, der Haß zerstört. Der Haß stammt nicht aus dem Schöpfungswillen Gottes. Der Haß kommt aus der Sünde. Daher vergiftet der Haß die Seele des Menschen und zerstört ihn. Die Sorge um den Menschen läßt uns so mahnend sprechen.

Zu der Liebe, die wir einander zu schenken haben, in deren Strahlen der Mensch allein gedeihen kann, gesellen sich zwei unzertrennliche Begleiter: die Ehrfurcht und die Verzeihung.

Eben sagten wir schon, als wir von den Skulpturen in Chartres sprachen, das Wort: Magna cum reverentia creavit Deus hominem — Gott hat uns mit Ehrfurcht erschaffen. Wie ehrfürchtig müssen wir vor anderen Menschen stehen, vor seinem Leben und seinem gefährdeten Ich. Wie müssen wir zu jedem Menschen emporschauen, und mag er noch so klein und kleinlich erscheinen. Wir dürfen nur das Ebenbild Gottes in ihm sehen. Es hat einer einmal gesagt: „Die Liebe, die nicht emporschaut, zerrinnt“, d. h., die Liebe ohne Ehrfurcht vergeht.

Wir heutigen Menschen haben uns schon sehr der Masse angeglichen, da wir mitten unter ihr leben. Aber sehen wir die Gefahren? Wie erschreckend ist dort die Distanzlosigkeit. Jeder weiß alles vom anderen, und jeder gibt sich dem anderen preis. Wer hütet denn noch bei uns die Eigensphäre der Person? Wer hat noch scheue Zurückhaltung vor dem anderen? Wer kennt noch echte Diskretion?

Alles ist preisgegeben und wird feilgehalten. Man hat in den letzten Zeiten des öfteren von der Rettung der Intimsphäre beim Menschen gesprochen. Es klangen bei der Debatte damals eine Reihe falscher Akzente auf. Intimsphäre im echten, personalen Sinne gibt es und muß gerettet werden. Sie hängt unmittelbar mit der Ehrfurcht zusammen. Der Mensch der Arbeitslager und Arbeitshallen hat in besonderer Weise seine Intimsphäre nötig. Sie muß in seinem Zuhause liegen. Sie darf er nicht preisgeben, sonst ist er preisgegeben. Mit Recht spricht man heute mit Besorgnis von dem „Verlust der Mitte“. Diese Mitte muß uns erhalten bleiben. Sie verlangt Distanz zu den anderen Menschen hin und Ehrfurcht von den anderen uns gegenüber. Auf diese Weise kann sich die Liebe bewahren und behält ihren Quell der Kraft immer frisch.

Das andere, was zur Liebe gehört, ist die Verzeihung. Die Liebe lebt von der Vergebung. Wir sollten es nie vergessen, wie tief wir gegeneinander in Schuld sind und einander verzeihen müssen. Die verzeihende Liebe weiß um sich selbst, daß wir alle sündige Menschen sind, und sie ist bereit, den anderen Menschen so zu nehmen, wie er ist und uns von Gott als Gefährte gegeben wurde. Unsere Liebe zu Gott lebt ja auch nur von der Verzeihung. So müssen auch wir einander verzeihen und uns immer wieder die Liebe retten.

In der Verzeihung vermag sich die Liebe des Menschen wohl am tiefsten zu offenbaren, so wie die Allmacht Gottes sich in höchster Weise durch Erbarmen und Verzeihen kundtut. Wir haben am 10. Sonntag nach Pfingsten gebetet: „O Gott, Du offenbarst Deine Allmacht am meisten durch Verzeihung und Erbarmen.“ Die Himmel rühmen zwar des Ewigen Ehre, aber das betende Herz weiß, daß die Verzeihung und das Erbarmen Gottes die Größe und Allmacht des Herrn am meisten sichtbar werden lassen.

Wie sehr ist es unsere Aufgabe, das Bild des Menschen zu retten, des Menschen, der vor allem aus der Liebe lebt, der Ehrfurcht und Verzeihung nötig hat! So ist unsere Sorge der Mensch, der im Getriebe des Alltags verküm-

mert, der nicht mehr genährt ist von den Quellen, die aus Gott strömen, der hungert nach Wahrheit und Gerechtigkeit, der dürstet nach Liebe und Güte, der nicht mehr sich selbst als Menschen kennt, weil er nicht mehr Gott kennt. So ist und bleibt unsere Sorge der Mensch.

Diese unsere Sorge aber ist nur tief und echt, wenn der Herr unser Heil ist, wenn hinter all unserem Tun und Lassen das Bild des Herrn aufleuchtet, dessen, der das Ebenbild des Unsichtbaren ist, wenn wir in Wahrheit sagen können: „Unser Heil der Herr!“ Sind wir eigentlich im Alltagsleben dem Herrn innerlich verbunden? So lautet unsere letzte Frage.

Die Christen in der Auseinandersetzung mit dem militanten Atheismus

Wenn man sich des öfteren die großen Auseinandersetzungen bei uns zwischen Atheismus und Gottesglauben überlegt und dann an unsere sich tapfer wehrenden Katholiken denkt, da möchte man Angst haben, ob nicht unsere Katholiken gegen einen so vielfältigen und wohl-ausgerüsteten Gegner mit zu schwerem Gepäck marschieren. Sie haben das Gepäck des reich blühenden Glaubenslebens mit, das von den Wundern in Lourdes und Fátima erzählt, das von der Auferstehung des Herrn berichtet und seiner jungfräulichen Geburt, das in treuer Verbindung steht mit unseren lieben Verstorbenen im Fegfeuer, das von der Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel berichtet, genauso wie von den Ablässen und den Bußwerken. Aber wie sollen unsere Katholiken in den geschliffenen Diskussionen alle diese Positionen verteidigen und dabei immer das Entscheidende im Auge behalten! Dazu kommen die Angriffe gegen den Papst und die Bischöfe, gegen den Zölibat und die Ordensleute, Angriffe wegen des sagenhaften Reichtums der Kirche und wegen der Verurteilung des Galilei, wegen Bibel und Babel. Es wird bei uns ja vorgetragen das kämpferische Arsenal des Freidenkertums des 19. Jahrhunderts, und neuerdings feiern bei uns fröhliche Urständ Neuherausgaben von Haeckel, Feuerbach und Drews. Unsere Gläubigen müssen Angriffe von zwei Jahrhunderten aushalten. Der Kampf könnte aussichtslos erscheinen. Da aber hilft Christus selbst: Unser Heil der Herr!

Das Ja unseres Glaubens ist nicht ein Ja zu einem Compendium der Theologie und der Dogmatik, zu einem Lehrbuch der Apologetik, das Ja des Glaubens eines Christen ist ein lebendiges Ja der Liebe zu einer Person, zu einem Menschen, zum Gottmenschen Jesus Christus. Zu ihm sagen wir ja. Zu ihm und seinem fortlebenden mystischen Leibe bekennen wir uns. Ihm übergeben wir uns mit allem, was wir haben, und ohne jeden Vorbehalt. Ihn lieben wir!

So wird die Auseinandersetzung unserer Tage herausgenommen aus der Unfruchtbarkeit der Debatte und des Streitgespräches, und sie wird zum glühenden Bekenntnis eines christusliebenden Herzens.

Origenes, der Lehrer der Frühzeit, hat uns ein Wort des Herrn überliefert, das die Evangelisten in ihren Schriften nicht aufgezeichnet haben. Ein Wort, das den ganzen Schmelz und die Kraft der Herrenworte in sich trägt. Ein Wort, das auswendig gelernt sein will, damit es uns auf unserem Lebensweg begleiten kann. Das Wort lautet: „So spricht der Herr: Wer mir nahe ist, ist dem Feuer nahe; wer mir fern ist, ist dem Reiche Gottes fern.“ Wir wollen Christus nahe sein. Aber sind wir auch dem Feuer nahe?

Brennt es in uns? Glühen wir in Begeisterung für Christus? Welche Kraft müßte in uns sein, wenn der Herr wirklich als unser Heil in uns lebte? Wie müßte es in uns lodern, damit wir Christus lieben könnten aus ganzem Herzen, damit sein Feuer, das er auf die Erde zu werfen gekommen ist, in uns brenne (Lk. 12, 49).

Wenn wir ihn aber lieben mit brennendem Herzen — und der Zeugnisse für diese Liebe aus unserem Raume sind so viele und zahlreiche —, dann retten wir den Menschen als Ebenbild Gottes. Dann braucht nicht mehr sein: Unsere Sorge der Mensch. Denn unser Heil ist der Herr!

Anschließend sprach der Bischof von Berlin, Julius Döpfner (vgl. S. 15). Seine Rede klang aus mit dem Vater-unsere für die Wiedervereinigung Deutschlands, das von den Zehntausend mitgebetet wurde.

Die Öffentlichen Versammlungen

Am Donnerstag und Freitag trafen sich die Gläubigen nach Teilnahme an den Gemeinschaftsmessen ihrer Erzbistümer und Bistümer (Kommissariate und Generalvikariat) in den Öffentlichen Versammlungen.

Seitdem die Arbeitstagung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken vom Katholikentag losgelöst worden ist, fällt den Öffentlichen Versammlungen die Aufgabe zu, das jeweilige Leitwort vor den Teilnehmern sachlich zu entfalten. Das Leitwort von Berlin: Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr, wurde in drei großen Versammlungen, die jeweils gleichzeitig an sechs verschiedenen Orten (vier in West-Berlin, zwei in Ost-Berlin) stattfanden, unter folgenden drei Gesichtspunkten erörtert:

1. „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, und du bist mein!“ (Is. 43, 1). (Will Gott den Menschen noch?)
2. „Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, o Herr!“ (Ps. 129, 1). (Der verlorene Mensch!)
3. „Herr, da bin ich — sende mich!“ (Is. 6, 8). (Rettet den Menschen!)

Wir berichten über die achtzehn Vorträge zu diesen drei Themen in der Reihenfolge des offiziellen Programms.

Will Gott den Menschen noch?

Diese Frage stellen heißt nach unserer christlichen Überzeugung sie bejahen. Wenn aber von der Sorge um den Menschen gesprochen werden soll, muß man ins Bewußtsein bringen, daß der Mensch schlechthin, also jeder einzelne und zu jeder Zeit vor allem anderen zunächst das Du Gottes ist, von ihm bei seinem Namen gerufen und in seiner Hut. So war den Rednern der ersten Versammlung die Aufgabe gestellt, den obersten Grundsatz christlicher Anthropologie sowohl theologisch wie philosophisch aus der Sicht der Bibel darzulegen und das menschliche Selbstverständnis unserer Tage zu ihm in Beziehung zu setzen.

Der Mensch — Gottes Du

Professor Paul Mikat, Würzburg, entwickelte in seiner Exegese von Is. 43, 1 aus dem Zusammenhang dieses Wortes zunächst die Wahrheit, daß Gott der Herr der Geschichte ist, im Gegensatz zu der modernen Sicht, die den Menschen als letztlich handelnde Größe betrachtet. In bezug auf das Schicksal Israels ist es geradezu denkwürdig, wie sehr der Prophet dies als Ergebnis der Macht und des Willens Gottes und daß er es gar nicht als Resultat mensch-

licher Politik versteht. Die Feststellung historischer Fakten bleibt also vordergründig, solange sie isoliert gesehen wird vom Handeln Gottes, das sich durch das konkrete politische oder militärische Geschehen hindurch vollzieht. Es besteht kein Zweifel daran, daß es sich nicht nur mit dem Schicksal Israels so verhält, sondern daß Isaias eine Botschaft über den Sinn und die Vollendung der ganzen Menschengeschichte ausrichtet. Sie ist die Geschichte des göttlichen Heilswirkens. Darum ist alles Böse, jedes Unrecht, jeglicher Mißbrauch von Gewalt stets nur von begrenzter Macht und Dauer.

Dennoch wirkt Gott in der Geschichte nicht über den Kopf des Menschen hinweg. „Die wesentliche Aufgabe der Propheten Israels“, so sagt Martin Buber, „war nicht, eine bereits festgelegte Zukunft vorherzusagen, sondern Mensch und Volk in Israel jeweils in die Alternative zu stellen, die der Situation entspricht. Es wird nicht angekündigt, was unter allen Umständen geschehen wird, sondern was geschehen wird, wenn die Hörer der Botschaft den Willen Gottes verwirklichen, und was geschehen wird, wenn sie sich der Verwirklichung seines Willens verweigern.“ Es kommt also darauf an, wie der Mensch sich vor der geschichtlichen Situation entscheidet. Durch sie ruft Gott ihn an. Auch den Katastrophen der Menschheit wohnt der Trost inne, daß sie nicht endgültig sind, sondern daß sie nur ein ganz besonders dringender Anruf Gottes sind.

Die Herrschaft Gottes über die Geschichte gewinnt ihre besondere Wichtigkeit für uns von daher, daß Gott sich bei Is. 43, 1 als der erwählende Gott offenbart. Galten seine Wahl, seine Verheißung und sein Bund im Alten Testament dem Volk Israel, so wird in Röm. 9 offenbar, daß er hinfort nicht mehr die „Kinder des Fleisches“, sondern das „Israel dem Geiste nach“ ruft. Und für Paulus ist Christus derjenige, an dem sich diese Entscheidung und Unterscheidung vollzieht.

Nunmehr ist klargestellt, daß Gott den Menschen zwar als Glied einer größeren Gemeinschaft, innerhalb ihrer aber doch ganz persönlich anruft. Er eröffnet den Dialog zwischen sich selbst und dem persönlichen menschlichen Du. Der erste Ruf Gottes an jeden einzelnen Menschen erscholl in dem Akt, da er ihn schuf. Er schuf ihn am sechsten Tage zur Vollendung seines Werkes. Er schuf ihn nach seinem Bilde. Er hauchte ihm seinen Lebensodem ein. Die Lebendigkeit des Menschen ist also eine andere und höhere als die jedes anderen irdischen Lebewesens. Und andererseits ist die Personwürde des Menschen nicht autonom, sondern durch Gottes Anhauch erst konstituiert. Am Anfang steht nicht der Mensch als Ich, sondern der Mensch als Gottes Du.

So ist der Mensch geschaffen, ob er das anerkennt oder nicht. Er kann aus der dialogischen Beziehung zu Gott nicht austreten. Er kann sich nur in verschiedenen Weisen zu ihr verhalten. Wer aber „nein“ sagt zu seiner personalen Existenz, wird, wie R. Guardini sagt, zum „Unding“, dessen Endgültigkeit die Verdammnis ausmacht.

Die Beziehung zu Gott hat diejenige zum andern Menschen in ihrem Gefolge, wie man andererseits das wahre Ja zum Mitmenschen nur sprechen kann, wenn man es auch zu Gott sagt. Deshalb wäre unsere ganze Religiosität Schall und Rauch, ginge ihr nicht die Erfüllung des Hauptgebotes voran. Daraus wird für uns leichter ersichtlich, wie eng der Zusammenhang zwischen den Wesenheiten von Person und von Liebe ist. Wenn Gott den

Menschen als sein Du ins Dasein rief, so war dieser Ruf getragen von der Liebe Gottes. „Ich rufe dich bei deinem Namen“, das heißt nichts anderes als „ich liebe dich“. Das göttliche Ich tritt dem menschlichen Du nicht einfachhin gegenüber, sondern es findet sich selbst in seinem Du, wodurch dieses erst zu seinem Du wird. Dialogische Existenz zwischen Gott und dem Menschen ist immer zugleich verbundene, und zwar durch die Liebe verbundene Existenz. Im Hinblick auf die Mitmenschen schafft dieser Wille Gottes die Tatsache der Einheit des Menschengeschlechtes. Die Liebe wird zum Grundgesetz der ganzen Schöpfung und vor allem der mitmenschlichen Beziehungen erhoben. Der Haß ist so schlimm wie der Mord.

Gegenüber dem Anruf Gottes muß nun der Mensch sich entscheiden. Gott will den Menschen, aber er will ihn nicht um jeden Preis, er will ihn nicht um den Preis seiner Freiheit. Auch sie gehört zum Ebenbilde Gottes und so zur Grundverfassung des Menschen. Diese unsere Freiheit im eigentlichen Sinne, nämlich als Freiheit, sich in der Entscheidung vor Gott als Person selbst zu vollziehen, wie K. Rahner es formuliert hat, kann uns niemand abnehmen. Aber jeder Angriff auf diese Freiheit und den zu ihrem Vollzug notwendigen Freiheitsdrang ist der Prototyp einer Mißachtung der Menschenwürde und des Schöpferwillens.

Wer sich gegen den Anruf Gottes entscheidet, der sündigt. Sünde bedeutet also mehr als eine Gesetzesübertretung und Verweigerung des Gehorsams gegenüber dem Gesetzgeber. Sünde bedeutet nach einem Wort von Th. Steinbüchel „das Sichverschließen des Ich gegen Gottes Du. Sie ist der personale Widerspruch gegen Gottes Anspruch. So ist sie immer auch ein Frevel am eigenen Sein, das sie in die wesenswidrige Ich-Einsamkeit drängt.“

Aber Gott hat das „Nein“ des Menschen gleichwohl mit einem „Ja“ beantwortet, nicht indem er es ungeschehen machte und so entwürdigte, sondern indem er in einem Akt überfließender Liebe sein Ebenbild, den Sohn, an uns dahingab. Diese Liebe zieht er bis ans Ende nicht zurück. Damit ist die Frage, ob Gott den Menschen noch wolle, beantwortet.

Der Mensch — wunderbar geschaffen und wunderbarer noch erneuert

Professor Heinz *Fleckenstein*, Würzburg, konfrontierte die Offenbarungsbotschaft von des Menschen Berufung und Heil mit der Krise, in der sich die bloß humanen und philanthropischen Bemühungen um den Menschen befinden. Wenn dem Menschen mit nur menschlichen Mitteln nicht mehr zu helfen ist, dann sei der Christ berufen, in die Bresche zu springen. So ist das Leitwort von Berlin ein Imperativ.

Der Christ hat seinem in existentielle Not geratenen Mitbruder zweierlei zu geben: die Kunde vom wahren Sinn des Lebens und aus diesem Wissen heraus sein Beispiel und seine brüderliche Hilfe.

Daß Gott den Menschen nach seinem Bilde erschaffen hat, bedeutet zunächst, daß der Mensch als personales Wesen zur Selbstverantwortung berufen ist. Wenn die Mächtigen dieser Erde Menschen machen könnten, würden sie sie sicherlich nicht mit Freiheit begaben. Die Gabe Gottes ist aber auch Aufgabe. Nur wenn der Mensch sich zu seiner Verantwortung bekennt, findet und bestätigt er sein personales Dasein. Nur so kann er auch seiner geschichtlichen Existenz gerecht werden. Denn nur mit wachem Geist und

Gewissen vermag er in der jeweiligen Situation seines Lebens deren Anruf zu vernehmen und zu bestehen, was niemals gänzlich nachgeholt werden kann, wenn es versäumt wurde, selbst dann nicht, wenn der barmherzige Gott dem schuldig Gewordenen später neue Heilsanrufe sendet. Da der Ruf der Stunde niemals ganz vorausgesehen und vorausbestimmt werden kann, muß der Mensch in der Pflege seines Gewissens die Fähigkeit entwickeln, sich im gegebenen Augenblick richtig zu entscheiden. Das ist der Sinn der biblischen Mahnung zur Wachsamkeit.

Gegen diese sittliche Anforderung regen sich im gefallen Menschen die triebhaften Gegenkräfte, so daß seine verantwortungsgemäße Entscheidung kaum je ohne Überwindung und Mut zum Wagnis vollzogen werden kann. Freilich stärkt jeder errungene Sieg die Kräfte und die Initiative. Doch ergibt sich andererseits auch die Pflicht aller Verantwortlichen, das Leben in Institutionen und Sitten wenigstens für die normalen Lebenslagen des einfachen Menschen überschaubar zu halten.

Die menschliche Freiheit verwirklicht sich dann ferner in der Herrschaft inmitten der Schöpfung. Wenn der menschlichen Arbeit nach dem Sündenfall das Zeichen der Mühsal und letzten Vergeblichkeit aufgeprägt ist, dürfen wir doch das Große der menschlichen Leistungen nicht geringachten und vor allem nicht vergessen, daß sich darin die mitmenschliche Solidarität verwirklicht. Noch weniger entspräche es allerdings der Wahrheit, die Arbeit als die erlösende Kraft der Welt zu idolisieren. Wir wissen, daß man durch solche Arbeitsvergötzung eine Knechtschaft des arbeitenden Menschen herbeiführen kann, die schlimmer ist als die Fron der Sklaven im Altertum. Die Vergötzung der Arbeit zerstört nämlich genau das, woraus die Fähigkeit zur Arbeit stammt: die Geistigkeit des Menschen, und das, wozu sie dient: das menschenwürdige Leben. In dieser Hinsicht scheint unsere Zeit zu erweisen, daß die Würde der Natur nur noch in der gelebten übernatürlichen Botschaft gewahrt werden kann.

Schließlich ist der Mensch als personales Wesen auf die Begegnung mit dem Du angelegt. Am tiefsten erfährt er das im Bild und in der Wirklichkeit seiner Geschlechtlichkeit. Er besitzt sein menschliches Wesen nur als Mann oder als Frau. „Als Mann und Frau erschuf Er sie“ (Gen. 1, 27). Man sagt wohl nicht zuviel, wenn man gerade in der Tatsache der geschlechtlichen Verschiedenheit den erlebnisstarken Ruf zur Liebe, letztlich zur dankbaren Gegenliebe zum heiligen Gott sieht. Vielleicht ruft gerade der moderne Sexualismus, der die Lust von der Liebe trennt, schließlich zur Besinnung auf, daß der Mensch nicht Mensch bleiben kann, wenn er nicht den „Teufelskreis des eigenen Ich“ zu sprengen wagt. Man muß doch schließlich einsehen, welche Zerstörungen die geschändete Liebe vollbringt, indem sie den einzelnen Menschen in einer spezifischen Weise Gottes unfähig macht und die mitmenschliche Gemeinschaft in eine Steppe verwandelt.

Gott überläßt aber auch den abgefallenen Menschen nicht sich selbst. Über der Hölle, die der abgefallene Mensch sich selbst und seinen Mitmenschen bereitet, hat Gott das Bild des Menschensohnes aufgerichtet und dadurch den Menschen wunderbar erneuert, wie das Leben der Martyrer und Bekenner beweist, das seine Kraft aus der Kirche und den Sakramenten nimmt. Im Neuen Bund erhält jeder gläubige Mensch die Möglichkeit, die uralte

Menschensehnsucht zu erfüllen und über sich selbst hinauszuwachsen.

So bedeutet die christliche Botschaft vom Menschen mehr als einen moralischen Imperativ oder eine Lebensweisheit. Sie ist in der Hauptsache eine Botschaft von dem, was Gott zuerst für uns getan hat. Sie bedeutet Gnade, Hoffnung, Freude, Heil.

Sie fordert allerdings, wenn sie sich auswirken soll, einen Vollzug des Glaubens im Leben. Damit ist gemeint, daß wir uns Mühe geben, täglich in der Bereitschaft zur Hingabe an Gott entschlossener zu werden, was in gleicher Weise jeden Tag neu erbetet und errungen werden will. Das wird uns zu einer Haltung der Dankbarkeit gegenüber Gott führen, die sich sowohl in echter christlicher Freude wie in der Ergebenheit gegen die Heimsuchungen Gottes bewähren wird.

Der gläubige Jünger ist außerdem dazu berufen, in Gottes Namen und Auftrag über die Schöpfung zu walten. Wie Röm. 8, 20f. sagt, soll er an ihrer Erlösung mitwirken und sie zu Gott heimholen. Der Christ soll demnach in seinem beruflichen Umgang mit den Dingen dieser Welt eine heilsvermittelnde Tätigkeit sehen. Er darf sich weder nur als Produzent noch nur als Konsument verstehen und die Erde ausbeuten wollen. Er hat sie zu bewahren, zu verwalten, zu entwickeln, hat das aus ihr herauszuformen, was der Schöpfer in sie hineinlegte und ihr zur Bestimmung gab.

Die Voraussetzung zu solcher Herrschaft im Namen Gottes liegt in einer Grundordnung des Trieblebens. Wir wissen, wie sehr diese Ordnung davon abhängt, daß schon der werdende Mensch die Geborgenheit und Liebe erfährt, nach der er hungert. Versagte und versagende Liebe ist die Ursache von Süchtigkeit, Entmutigung und Angst. Und diese wiederum machen den Menschen unfähig, seinerseits Kontakt zu finden und zu lieben. Auch das ist ein Teufelskreis. In ihm entarten die mitmenschlichen Beziehungen zur Freibeuterei.

Es spricht für die Unzerstörbarkeit der menschlichen Natur, daß der Mensch diese Entartungen nur in der Flucht vor sich selbst zu ertragen vermag. Der moderne Mensch flieht, nicht einmal in den Genuß, zu dem er vielfach die Fähigkeit verloren hat, sondern in den Rausch und die Betäubung. Er sucht sein Bewußtsein einzuengen und sein Gewissen umzumodeln. Alle seine Haltungen werden nun mehr oder weniger unecht. Besonders schlimm ist die Verfälschung des Gottesbildes, die er betreibt.

Wir müssen deshalb allen dankbar sein, die uns neue Wege der Askese zeigen, die uns sowohl vor einer Vereinfachung unserer Weltaufgabe als auch vor ihrer Vergötzung bewahren.

Mit der Hingabebereitschaft wird der Mensch auch fähig, sich seines Nächsten anzunehmen, der ihm in einer konkreten Lebenssituation „an die eigene Lebensstraße“ gelegt wird. Es wäre eine schwere Gefährdung des von Gott gemeinten Wesens der Nächstenliebe, setzte man sie einfach mit dem natürlichen Mitleid gleich. Von ihm unterscheidet sie sich sowohl in ihrem Beweggrund als auch in der Weise des Vollzugs, der zwar sachgemäß aber doch mit der herzlichen Gebärde des Bruders vor sich gehen muß und seine Norm an der Liebe und Güte Gottes und seine Kraft aus der Liebe zu Gott hat. Nur in dieser Kraft ist der Mensch zu jenem äußersten Engagement gegenüber dem Mitmenschen fähig, das der widergöttliche Geist unserer Zeit als Torheit ansieht.

Wir müssen, so schloß der Redner, zwei Fragen unermüdet unserm Gewissen vorhalten: Bewahren wir die Überzeugung, daß jeder andere meiner wert ist allen Enttäuschungen zum Trotz? Und ist wirklich das Heil der Gegenstand unserer Sorge? Wagen wir es mit Gott, wie er es immerzu mit uns wagt!

Was heißt es, persönlich zu leben?

In der schlichten und eindringlichen Art eines Seelsorgers zeigte P. *Gordian Landwehr* OP, Leipzig, seinen Zuhörern Wege zu einem persönlichen religiösen Leben, wie Gott es als Antwort auf seinen persönlichen Anruf an einen jeden von uns erwartet.

Wir erfahren es schmerzlich, so sagte er, daß Gott zuweilen schweigt, wenn wir ihn rufen. Verstehen wir seinen Schmerz, wenn er uns anruft und wir schweigen?

Er hat uns zuallererst angerufen, als er uns schuf. Die Welt ist voller Geheimnisse. Aber dieses ist doch wohl im natürlichen Bereich das größte: daß Gott uns, die wir zuvor gar nichts und gar nicht waren, so wie wir nun sind, hervorrief. Sollte er, der durch dieses sein Wort das Größte an uns vollbrachte, nun nicht auch alles Geringere vollbringen können?

Gibt es ein Leben über den Tod hinaus? Sollte der, der Leib und Seele erschaffen und uns einen persönlichen Namen gegeben hat, diese seine Schöpfung nicht auch erhalten und vollenden können? Wir brauchen nicht zu bangen, ob Gott wohl die Toten auferwecken wird. Wir wollen aber darum bangen, ob wir bei denen sein werden, die er dann bei ihrem Namen rufen wird.

Es gibt die Sünde. Man kann sich an sie gewöhnen und merkt nicht mehr, daß man den Namen eines Lebenden hat und dennoch tot ist. Man kann sich mit ihr quälen und schließlich daran verzweifeln, daß man sie abschütteln und überwinden könne. Aber sollte Gott, der dich erschaffen hat, nicht auch das wegschaffen können, was dich von ihm trennt?

Wir leiden unter der Trennung der christlichen Kirchen. Wir sollten uns fragen, worauf wartet Gott und was will er in dieser Sache, das wir tun sollen? Sollte Er, der mächtig ist, Neues zu schaffen, nicht auch mächtig sein, das Bestehende, aber Getrennte zusammenzuführen?

Der Fluch der Trennung hat auch unser Volk getroffen. Kann jeder sagen: Ich habe das Meinige getan? Was erwartet Gott von uns? Warum ruft er uns nicht zur Einheit und unser ganzes Volk bei seinem Namen? Wenn die Völker ihn wieder als Herrn anerkennen, dann wird er seine Macht auch an den Völkern und auch an unserm Volk erweisen.

Wenn Gott uns anspricht, dann hat er uns so geschaffen, daß wir ihn auch hören können. Dann sind wir sein Ebenbild. Wir nehmen teil an seiner Erkenntnis, an seiner Unsterblichkeit, an seiner Herrlichkeit und an seiner Freiheit. Unsere Freiheit ist Gottes Sorge. Er hat gewußt, welches Unheil aus ihrem Mißbrauch entstehen kann, aber ohne die Freiheit wären wir nicht Gottes Ebenbild. Dieses gilt von uns allen. Aber wenn Gott uns bei unserm Namen ruft, dann ruft er dich allein. Er gab dem Menschen den Auftrag, die übrigen Lebewesen nach Art und Gattung zu benennen, aber dem Menschen gibt er je persönlich den Namen, das heißt seine Bestimmung, das heißt seinen persönlichen Auftrag.

Wie Gott sich jedem einzelnen Menschen schenkt, dafür gibt es kein gewaltigeres Zeichen als das Sakrament der

Eucharistie. Ob im Leben, ob vor dem Sterben, zu jedem, der sie empfängt, kommt der Sohn Gottes, und für jeden, zu dem er kommt, ist er ganz da, so wie nur Gott für einen dasein kann.

Daraus ergibt sich, daß auch du den Mut haben sollst, ein persönliches Verhältnis mit Gott anzufangen. Wenn du betest, dann sollst *du* beten. Das Gemeinschaftsgebet hat die Verheißung des Segens. Aber das persönliche Gebet darf nicht verkümmern. Für den Herrn war jedes Gebet eine persönliche Begegnung mit Gott.

Wenn du als einzelner von Gott gerufen wirst, mußt du den Mut zur eigenen Meinung haben. Du sollst die Meinung der anderen hören und würdigen. Doch nicht die allgemeine Meinung entscheidet darüber, was wahr ist. Das persönliche Urteil orientiert sich nicht an der Mehrheit, sondern an der Wahrheit. Wir müssen als einzelne vor Gott bestehen. Wer in der Masse Geborgenheit und Schutz sucht, den verläßt die Masse in dem Moment, da er ganz allein vor Gott Rechenschaft geben muß.

Deshalb gehört zu unserer persönlichen Berufung auch der Mut, allein zu sein. Es ist leicht, den Entschluß dazu zu fassen, aber es ist schwer, die Lücke zu überstehen, die die Trennung vom Gewohnten oder sogar Geliebten in uns hinterläßt. Es wird uns unheimlich, wenn wir in die eigene Leere starren. Wir werden dann versucht sein, zu flüchten. Aber dann heißt es durchhalten und die Lücke füllen, die die Trennung aufgerissen hat. Man kann nämlich nicht allein sein, ohne dem Egoismus zu verfallen. Wie entgehen wir diesem Zwang?

Wir werden zunächst nachdenken über das, was wir erlebt haben, was unser Leben war. Wir werden nachdenken über alles, was uns daraus an Erkenntnis zuwächst. Was ist mit mir? Wie stehe ich da vor Gott? Wenn Gott mich heute vor seinen Richterstuhl rief? Es wird dann beim Nachdenken nicht bleiben. Wir werden mit Gott ins Gespräch, wir werden zum Beten kommen. Wenn du richtig betest, wird das Gebet zum Nachdenken werden. Wenn du richtig nachdenkst, wird das Nachdenken zum Beten werden.

Wie Gott mich bei meinem Namen ruft, so ruft er auch jeden anderen bei dem seinigen. Wir müssen deshalb das Geheimnis jedes anderen Menschen respektieren. Diese Forderung ist besonders an die Erzieher zu richten. Wie kommen wir dazu, anderen unsere Eigenart aufzuzwingen? Nirgends ist eine so echte und vollendete Originalität möglich wie im Bereich der Religion.

Aber was möglich ist, das ist auch notwendig! Ich muß auch vor dem Geheimnis meines eigenen Lebens bestehen. Da sagt mancher: ich kann nicht beten. Vielleicht, weil er die Form *seines* Betens noch nicht gefunden hat. Wenn du betest, will Gott dich, so wie du bist. Alles Große und Schöne, alles Niedrige und Gemeine, alles Beunruhigende und Quälende, sogar die Sünde, alles was zu dir gehört oder mit dir zu tun hat, all das will hinein in dein Gebet. Das gilt auch für deine Beichte. Du mußt deine Form finden. Es gilt auch für die Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe. Du sollst zu anderen gut sein, so wie es deiner Art und deinen Möglichkeiten entspricht. Die Form der Liebe sieht bei jedem anders aus.

Du sagst: ich kann meinen Glauben in der Öffentlichkeit nicht verteidigen. Ich habe nicht das Zeug dazu. Du kennst aber doch deinen Glauben. Nichtgläubige in deiner Umgebung sehen ihn nur verzerrt und entstellt. Wenn du ihnen die Wahrheit sagst, wirkt das manchmal geradezu

als Offenbarung auf sie. Und wenn nicht: die größten Erfolge des Reiches Gottes wachsen manchmal auf dem Boden des Mißerfolges. Es ist viel gewonnen, wenn man einem andern Menschen auch nur einen guten Gedanken mitgibt. Ich kann mir denken, daß Gott seine Gnade vielen Menschen gerade dadurch schenken will, daß wir an ihnen unsere Aufgabe erfüllen.

Es heißt: Bete und arbeite! Man redet heute viel gegen die übergroße Betriebsamkeit und Veräußerlichung. Es ist aber an der Zeit, auch einmal von der anderen Seite her etwas dazu zu sagen, zu erinnern an die Mühseligen und Beladenen, Geschundenen, Gehetzten und Gequälten. Die Alternative der Überaktivität ist nicht immer Innerlichkeit, sondern manchmal auch Trägheit. Wir müssen die Mitte suchen, indem wir das tun, was wir redlich als unsere Aufgabe erkennen, und das auf die uns entsprechende Art und Weise tun, so wie Gott uns bei je unserm Namen gerufen hat.

Überforderung oder Heimsuchung?

Professor Götz Freiherr von Pölnitz, Augsburg, kam es auf eine entscheidende Einsicht an, daß wir nämlich unsere Gefühle der Ohnmacht vor den Mächten unserer Zeit nicht als eine Überforderung von seiten Gottes verstehen, sondern als eine wirkliche Heimsuchung.

Der moderne Mensch, so sagte er, erträgt nicht länger die Erfahrung, ausgeliefert zu sein. Während vergangener Zeiten wurde sich der Mensch in Katastrophenzeiten jählings der Hilfe bewußt, die ihm zuteil werden würde, wenn er aus der Tiefe aufschrie. Die mittelalterlichen Bilder zeugen davon. Die Ratlosigkeit von einst wandte sich an den ewigen Gott und an den menschengewordenen Gott. Heute dagegen sind viele Menschen bis ins Tiefste hinein ratlos. Sie leben in einer Angst, die nicht einmal im Bewußtsein eigener Schuld auf einen festen Boden kommt. Sie fliehen selbst vor diesem Boden, auf dem sie dem erbarmenden Gott begegnen könnten.

Man möchte beinahe meinen, daß unser Zeitalter am gerüttelten Maß seiner Prüfungen dermaßen schwer trage, daß es sich selbst und Gott verloren hat, weil ihm womöglich mehr zugemutet wurde, als es zu tragen vermochte. Ist es aber wirklich so, daß diese Verzweiflung aus einer Enttäuschung an Gott entstand?

Für einzelne mag das zutreffen. Doch im ganzen gesehen, erlebt der moderne Mensch das Ergebnis seines Versuchs, in den verschiedensten Weisen Gott zu leugnen. Kain verbarg sich vor dem Angesicht Gottes. Der neue Kain leugnet seine Existenz. Nun scheint zunächst das Übermaß seiner Schuld zu schwinden. Alle Bindungen verflüchtigen sich in nichts. Aber an die Stelle bekannter Schuld setzt sich nun die Furie des Schicksals. Man könnte Nietzsche entgegenhalten, daß die modernen Erlösten viel erlöster aussehen müßten, sollte man ihrem „Erlöser“ glauben.

Mit der Loslösung von Gott hat die moderne Menschheit ein furchtbares Werk der Vernichtung vollbracht. Mit der Zerstörung des Gottesbildes hat der Mensch auch sein eigenes Idealbild zertrümmert. Er hat sich selbst zu einem Objekt der Natur- und Sozialwissenschaft degradiert.

Geht dieser Wahn, verloren oder gar verworfen zu sein, nicht darauf zurück, daß wir uns selbst so sehr entfremdet sind, daß wir sogar den Kontakt mit unserer eigenen geschichtlichen Vergangenheit verloren haben? Wurde nicht unter dem Diktat von Ideologien unser ursprüngliches

Gespür für den tiefsten Sinn der Geschichte vernichtet? Wahrscheinlich kommt es zunächst darauf an, daß wir uns von dem Modewort, der Mensch sei verloren, befreien. Wir sind nicht verloren, sondern verirrt.

Die Heilige Schrift schildert den verlorenen Menschen in vielen Bildern. Aber sie sieht in seinem Zustand nirgends eine Verdammnis bei lebendigem Leibe. Der verlorene Sohn ist nicht von Gott verstoßen. Er ist im Gegenteil Gegenstand seiner eindringlichsten Liebe. Die Schrift sagt zwar, daß ein Mensch für immer verlorengehen könne. Aber sie tröstet uns mit der Wahrheit, daß Gott mit unaßbarer Liebe einem jeden nachgeht, ehe es dazu kommt.

Die Sendung der Propheten an Israel bezeugt das in einem großen geschichtlichen Rahmen. Wenn Israel, durch Zwang oder Lockung, durch Not oder Wohlstand unbeeirrt, der Vorsehung Gottes sich anheimgibt, wenn es sein Schicksal in die Hand des Herrn legt, dann wird es aus jeder Verlorenheit gerettet werden. Das Pfand dafür ist der Messias. Isaias kennt die Nächte würgender Angst und Furcht vor dem Verlorengeden. Aber er wirft in sie hinein die Verheißung: „Fürchte dich nicht! Ich erlöse dich! Ich rufe dich bei deinem Namen, und du bist mein!“

In dieser Verheißung ist dreierlei enthalten: Gott ruft nach dem Menschen. Er erkennt ihn bei seinem Namen an und spricht aus, daß der Mensch ihm, Gott, gehört. Dieses Wort ist zeitlos gültig. Man hat mit einem unguuten moralischen Unterton die Weltgeschichte zuweilen voreilig das Weltgericht genannt und damit sozusagen in ein schwebendes Verfahren eingegriffen. Wäre sie nicht eher als ein vieltausendjähriger Anruf Gottes an die Menschen zu bezeichnen? Ihr Wende- und Höhepunkt ist doch die Menschwerdung Christi. Es liegt nur daran, den Anruf Gottes zu vernehmen. Der Mensch beschwert sich über seine Verlassenheit und gewahrt nicht, wie sogar jegliche Krankheit eine Heimsuchung ist, was wir von Job lernen sollten. Prüfungen widerfahren den Heiligen zu allen Zeiten und in allen Formen.

Nur war man in früheren Zeiten hellhöriger dafür, daß in jedem Bedürftigen oder Kranken Christus sichtbar wird. Wo überall menschliches Leben sich äußert, ergeht ein Gottesauftrag. Jugenderziehung, Erwachsenenbildung, soziale Hilfe, Familienpflege, Krankenbeistand, Abwehr der Wohnungs- und Berufsnot sind unter ungezählten nur einzelne jener Bereiche, in denen ein Anruf Gottes an den Menschen unserer Tage besonders dringlich ergeht. Er will nicht nur als eine politische oder soziale, sondern als eine religiöse Aufgabe begriffen und bewertet sein.

Es gibt keinen und gab nie einen Menschen, dem Gott nicht in seinem Leben einen persönlichen Anruf sendet. Das Wachsein für diese Stunde entscheidet über den Wert des Lebens. Diese Tatsache gibt dem Menschenleben eine unerhörte Spannung, die Spannung, die mit der Freiheit verbunden ist. Trotz tausend Umständen bleibt es dem Menschen freigestellt, welche Entscheidung er treffen will, wenn er den Ruf Gottes hört.

Vielleicht fragt einer, warum es dem Menschen so schwer gemacht werde, die rechte Antwort in einer solchen Stunde zu finden. Das ist eine kleinmütige und träge Frage. Gott ruft dich bei „deinem Namen“. Das heißt, er spricht dich in deinem persönlichen Wesen an. Im Gewissen gab er dir die persönliche Antenne, seinen Anruf zu vernehmen. Wenn das Gewissen wach ist, hört es Gottes Stimme. Wenn wir auch nicht immer und leicht im

einzelnen erfassen, wozu wir gerufen werden, so werden wir doch des nächsten Schrittes auf unserer Gipfelwanderung gewiß. Eine Kleinigkeit kann zur momentanen Lebensaufgabe werden. Wenn sie mit ganzem Herzen getan wird, ist sie Antwort auf Gottes Ruf.

Dann sind die Gedanken an das Verlorene, die aussichtslose Gefährlichkeit des Lebens, die Verworfenheit wie ausgelöscht. Dann wird auch für unser Empfinden wahr, was Isaias verheißt: du bist mein! Gott verteidigt sein Eigentum. Wie dem Volk Israel der Heimatboden als Gottes Eigentum erschien, das ihm anvertraut war, so wußten sich auch die Menschen, die darauf wohnten, in Gottes Eigentum. „Ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein.“ Auch dieses Gotteswort ist wie ein jedes in einem höheren Sinne übergeschichtlich und der Menschheit als ganzer zugesprochen. Seit der Stunde von Golgotha erstreckt sich ja die Auserwählung nicht mehr allein auf das Volk Israel, sondern auf die Gesamtheit aller getauften Gläubigen. Die ganze Erlöste Menschheit ist Gottes Erbe, sein unverlierbares Eigentum, auf dem er besteht. Wir sind „Miterben Christi“.

Diese Erkenntnis muß zur zentralen Erfahrung unseres Lebens werden. Sie sichert dem verlorengeglaubten, dem beinahe verzweifelnden Menschen neue und freudige Gewißheit gegenüber der bedrängenden, ja vergewaltigenden Übermacht von außen. Der Mensch ist nur deshalb müde und schwach geworden, weil er glaubte, Gott sei tot. Wegen diesem Irrtum konnte er des Anrufs Gottes nicht mehr innwerden. Sobald er aber diesen Irrtum einsieht und auf den Anruf Gottes antwortet, beginnt aus dem Schweigen das neue befreiende Gespräch. Freilich kann der Mensch Gott nicht zum Reden zwingen, wann es ihm gerade beliebt. Gott bleibt unnahbar. Doch spricht er sein helfendes Wort zu jedem, der in Beharrlichkeit auf ihn lauscht.

Ein wahres Wort, ein gutes Wort, ein geheimnisvolles Wort

„Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, und du bist mein!“ *Wunibald Brachthäuser* OP, Köln, stellte den skeptisch fragenden, am Guten irregewordenen und vor dem Schicksal ratlosen Menschen der Gegenwart vor das Antlitz Gottes, der ihn ruft.

Er schilderte das Gemälde im mexikanischen Pavillon in Brüssel, auf dem man Christus sieht, wie er mit einer Axt in der Hand im Begriff steht, sein eigenes Kreuz niederzuhauen. Soll das heißen, daß wir heute das Empfinden haben müssen, Christus schlage sein Werk an der Menschheit in Trümmer? Ist Gottes Wort noch gültig?

Wer die Heiligen Schriften liest, vom ersten Buche bis zum letzten, der wird immer neu darüber belehrt, daß Gottes Ruf an den Menschen wirklich wahr ist. Die Erschaffung des Menschen, die Ankündigung nach der Sünde, daß Gott ihn erlösen werde, die Berufung Abrahams, Moses', der Propheten, des auserwählten Volkes, die Geschichte dieses Volkes verkündigen es in Ahnungen. Das Neue Testament erhebt die Ahnung zur Klarheit. Der Gottmensch wird geboren, er lebt, er leidet, er stirbt für uns, und er steht von den Toten auf. Die Apostel bezeugen es, und sie leben in diesem Glauben und in dieser Botschaft.

Die Kirche wandelt durch die Jahrtausende in ihren Spuren. So das Konzil von Trient: Wer da behauptet, Gottes Gnade werde auf menschliches Flehen verliehen — und nicht: Gott bewirkt schon das, daß der Mensch überhaupt um seine Gnade fleht, der widerspricht dem Propheten

und dem Apostel, die das sagen: „Ich ließ mich finden von denen, die mich nicht suchten! Ich wurde offenbar denen, die nicht nach mir fragten!“ Die Kirche verkündigt, daß Gott aus sich, daß er zuerst und daß er immerzu nach dem Menschen ruft. Er ruft jeden; denn das ist der Sinn des Wörtchens „dich“. Er ruft zuerst: du bist mein, ehe ich dein bin. Er ruft immerzu, weil er uns schließlich und endlich zu unserm Heil geleiten will. Er ruft auf geheimnisvolle Weisen, und er ruft uns in allem, was an uns herankommt. „Gottes gesamte Weltregierung zielt darauf ab, den Menschen zur ewigen Seligkeit zu führen“, sagt Thomas. Gott ist am Werk, sooft er uns fragen macht, vielleicht mit der Frage, ob es ihn überhaupt gibt. Gott ist am Werk, wenn wir uns wie Augustinus in unserer Schwäche aufraffen möchten. Der Heilige bekennt, daß selbst das Verlangen nach Keuschheit schon Gottes Ruf war. Wie plötzlich gibt Gott uns oft Kraft. Da knüpft er an ein einziges Wort, das wir hörten, an eine Begegnung, an eine Erkenntnis, an eine Beschämung, an einen Weg, der uns an einem Gotteshaus vorüberführt . . . Gott ist am Werk, wenn eine Welle des Gefühls uns durchwallt. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist erfüllt von diesem Wirken Gottes. Sagen uns die Namen des Judas, des Petrus, der Magdalena, des Schächers am Kreuz nichts? Man fragt sich, was denn wohl Gott bestimmen kann, uns bei unserem Namen zu rufen. Wir antworten zunächst, daß er in einer für uns unbegreiflichen Allmacht handelt. In dieser für uns unbegreiflichen Allmacht beruft er unter allen Völkern das Volk der Söhne Israels. In dieser Allmacht vollzieht er auch in der Gegenwart eine Sammlung unverdient Berufener in der Tiefe eines lebendigen Glaubens.

Aber hinter der Allmacht Gottes öffnet sich der Abgrund seiner Liebe. So steht es bei Jeremias: „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt und aus Erbarmen dich an mich gezogen.“ Die Schrift also, aber deutlicher noch das Kreuz des Herrn läßt keinen Zweifel über das Motiv, das Gott bewegt. Es ist an der Zeit, das neu ins Auge zu fassen, wenn die Erschütterungen der Welt selbst im gläubigen Christen Zweifel an der Güte und Liebe Gottes aufkommen lassen. Hier zwei Worte Gottes, die das bestätigen: „Ich will deine Sünden wegblasen wie leichtes Gewölk, und deine Missetaten will ich in den Ozean schleudern.“ — Und Christus: „Der Vater ist mächtiger als alle, und niemand kann euch der Hand meines Vaters entreißen.“ Nach allem, was die Geschichte über das Verhalten der einzelnen Menschen, der Völker und der gesamten Menschheit gegenüber Gott berichtet, ist das gesamte Heilswirken Gottes in der Geschichte ein ununterbrochener Beweis seines Erbarmens. Wir können gegen ihn kein Recht und keinen Anspruch, keine Forderung und keine Würdigkeit geltend machen. Aber er erbarmt sich: „Ich hole deine Kinder herbei . . . ich bin mit dir.“

Und doch wirkt diese Liebe ihr Werk in einer höchst geheimnisvollen Weise. Das Brüsseler Bild drückt die Glaubens- und Lebensnot von Millionen aus. Was sagen wir zu diesem Rätsel?

Man soll nicht Gott anklagen, wo Menschen schuldig geworden sind und zur Verantwortung gezogen werden müssen. Christus, der im Augenblick seines Sterbens, da die Menschen von einem Scheitern sprechen möchten, sagte: „Es ist vollbracht“ — er wird sein Kreuz nicht zusammenschlagen, sondern hängt weiter am Kreuz miten in der bewegten Geschichte.

Ist denn unsere Gegenwart wirklich so, daß es nur noch einen Sinn hat, vor dem Kreuz Christi zu fliehen oder es aus der Welt zu schaffen? Wer überschaut denn die Zeit und die Welt? Wer überschaut denn das Ganze? Wer weiß denn inmitten der Nöte des Diesseits, was das Wort Jenseits besagt? Wer weiß denn, wenn er den Blick auf diesseitiges Glück bannt, was unsterbliches Glück ist? Doch wohl niemand.

Wir haben zwei Möglichkeiten. Wir könnten, wie das Brüsseler Bild es tut, Christus bitten, er möge sein Kreuz so gründlich niederschlagen, daß es dem Gedächtnis entschwindet. Oder wir bitten ihn, sein Vater möge über uns Heutige von neuem das Isaiaswort sprechen. Ich denke, wir haben die Wahl getroffen. „So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich.“

Hat Christus recht?

So sieht sich die Frage an, wenn man als Redner, wie der Geistliche Rat Ernst Göller, Heiligenstadt, aus der Situation spricht, die das Unheimliche der Welt enthüllt und nicht, wie anderswo, in immer neuen oder anderen Verkleidungen tarnt.

Man enthüllt das Unheimliche, indem man den Blick der Menschen auf die Natur bannt. Muß nicht der Mensch hinter den unheimlichen Kräften und Ereignissen, die die Natur uns preisgibt, nach einem hilfebringenden Gott suchen?

Ihn hat Christus offenbar gemacht. Sollte man es nicht der Prüfung wert erachten, daß so vieles vergeht, daß aber Christi Worte noch nicht vergangen sind? Beweisen das nicht die Dome und Kirchen, die nicht zu Museen und steinernen Denkmälern der Vergangenheit geworden sind, sondern von gläubigen Menschen leben? Und ist dieses Leben nicht mehr als das, was die moderne Lebensphilosophie anbietet, ist dieses Leben nicht wirklich ein höheres, ein übernatürliches im Vergleich zu der Unrast, die man heute gewöhnlich Leben nennt?

Wenn Gott uns bei unserm Namen gerufen hat, dann tut sich uns in der Begegnung mit ihm eine unvergleichbare Lebensfülle auf. Es ist wirklich so, wie Newman es so vielfarbig geschildert hat, daß Gott uns näher und wirklicher ist als die ganze übrige Welt, die uns umgibt. Wer in den Kontakt mit Gott kommt, dem wird gewiß, daß er Gott gehört.

Man braucht nur die Augen aufzutun, um den großen Unterschied zwischen dem ungläubigen und dem gläubigen Menschen unserer Tage wahrzunehmen. Jener hastet von Position zu Position, und jedesmal entgleitet ihm, was er geglaubt hatte zu besitzen. Er möchte den Augenblick nutzen, und der Augenblick entschwindet seinen Händen. Der Gläubige nimmt die Ewigkeit in der Hoffnung vorweg. Er wird nicht unsicher. Er braucht nicht zu jagen und zu hasten. Er glaubt, daß Gott, der ihn bei seinem Namen gerufen hat, in Ewigkeit sein Glück sein wird.

Christus bietet uns die Gewähr für unsern Glauben. In seiner Menschwerdung stellt Gott sich uns auf sichtbare Weise. Ja, Christus hält allen Fragen stand, die wir aus der Not unserer Zeit heraus an ihn richten. In seiner Person steht Gott wirklich mitten in unserer Zeit.

Ein Wort unserer Tage: „Ich bin des Lebens müde.“ Im Blick auf Christus findet dieses Wort seine Antwort: „Unser Heil der Herr.“ Wir müssen versuchen, diese Wahrheit betend zu erfahren.

Der verlorene Mensch

Der Titel der Vorträge zu diesem Thema ist paradox formuliert. Es ging ja gerade darum, zu zeigen, daß wir heutigen Menschen nicht verloren sind, wenn wir uns nur retten lassen. „Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, o Herr!“ Die Redner versuchten, jeder in seiner Art, die Tiefe auszuloten, in die wir durch unsere Zeit und Welt hinabgesunken sind, und die Abgründe zu erleuchten, von denen unser Weg bedroht wird. Und sie suchten dann nach den Möglichkeiten, die uns gegeben sind, aus unserer Tiefe Gott zu rufen und zu erreichen. Die Wesensanalyse des modernen Menschen und das Bemühen, ihm in seiner Situation das Heil zu verkünden, geben diesen Vorträgen ihre Aktualität.

Gefahrvolle Welt — gefährdeter Mensch — selige Rettung

„Unsere tiefste Sorge um den Menschen“, so sagte Paul Mianeki SJ, Berlin, „ist die, daß er gehindert wird und es schließlich aufgibt, echter, ganzer Mensch zu sein, der sich unter Gottes Gnade in verantwortlicher Freiheit zu dem macht, wozu Gott ihn berufen hat.“ Gegen diese Gefahr schützt nicht die bloße Analyse, weder die psychologische noch die soziologische. Ja mit Léon Bloy muß man sagen: „Fliehen Sie die Analyse wie den Teufel“, wenn sie uns nur darin bestärken sollte, daß wir glauben, wir seien unabänderlich an uns selbst und unser Schicksal gekettet. „Die ewige Selbstanalyse macht den Menschen schließlich zum Nihilisten. Selbstvergessenheit und Betrachtung Gottes dagegen heilen und heiligen.“ Wenn wir verloren sind, dann jedenfalls nicht wie „verlorene Hunde“, sondern wie verlorene Söhne.

Wir sind von unserer Welt her bedroht, jedoch nicht in erster Linie insofern, als die Atomgewalt und andere Mächte unser leibliches Leben gefährden, wie viele ganz einseitig meinen, sondern weil unsere Welt von der Art ist, daß wir uns sehr leicht in ihr und an sie verlieren. Da der Mensch nicht zwei Herren dienen kann, heißt sich an das Materielle verlieren immer auch Gott verlieren.

Dieser Verlust nimmt dem Menschen die Sicht einer elementaren Wahrheit: daß die Weltgeschichte nicht ein zwangsläufig abrollender dialektischer Prozeß der Materie und der ökonomischen Lebensgrundlagen ist, sondern eine Auseinandersetzung zwischen personalen Mächten mit freiem Willen, die gut oder böse verlaufen kann. Die Tragik dieser Auseinandersetzung liegt darin, daß sie sich nicht in harmlosen Verhandlungen zur Ausräumung von Mißverständnissen vollziehen läßt. Sie ist ein unaufhörlicher Kampf; denn die Welt ist so, daß Christus in ihr und für sie sterben mußte. Darum sagt er uns: „In der Welt werdet ihr Bedrängnis haben.“

Dennoch ist die Welt keine Domäne des Teufels. Der christliche Realismus mündet in christliche Zuversicht. „Der in euch ist, ist mächtiger als der, der in der Welt ist.“ Wenn wir also aus der Tiefe zum Herrn rufen, dann nicht wie Verzweifelte, die ihre Not in eine Leere ohne Echo hineinrufen. Die Welt als ganze kann nicht der Herrschaft Gottes entgleiten und verlorengehen. Der einzelne allerdings kann verlorengehen, wenn er seinen Anteil an dem Kampf nicht besteht.

Deshalb ist der einzelne Mensch der eigentlich und zutiefst Gefährdete. Seine Gefährdung und Verantwortung werden um so größer, je mehr er in der Lage ist, die Welt zu beherrschen und zu gestalten.

Doch ehe von Gestaltung die Rede ist, kommt es zunächst

darauf an, die Last des Lebens in dieser modernen Welt zu tragen, auszuhalten und wirklich zu bestehen. In den scheinbar passiven christlichen Tugenden wird uns die Kraft dazu gegeben. Dann aber heißt es: wagen, es mit der Wahrheit und mit der Liebe wagen, ein Stück Welt um uns herum zu verwandeln und zu erlösen. Ist das denn möglich? „Und hier muß ich sagen, wäre ich ein absoluter Skeptiker, wenn es keinen Gott mit seiner alles erneuernden Gnade gäbe. Denn wir stehen in einem anscheinend unaufhaltsam fortschreitenden Schrumpfprozeß des innern Lebens.“ Bernanos fragt sich mit Schrecken, ob nicht eine Unzahl von Menschen geboren werden, leben und sterben, ohne auch nur ein einziges Mal von ihrer Seele Gebrauch gemacht zu haben. Vor dieser Gefahr dürfen wir nicht kapitulieren. Mit Gottes Hilfe kann und wird der Mensch die innere Distanz gegenüber der technisierten Welt finden, die ihn heute noch übermächtigt, und wird sie innerlich zu beherrschen lernen.

Die entscheidende Frage muß also sein, wie der Mensch von heute diese Welt und ihren Kampf bestehen, das Stück Erde, das seine Füße decken, unter Gottes Herrschaft halten und der alles verwandelnden Auferstehungsgnade Christi öffnen kann. Unsere Sorge ist der religiös gleichgültige und gottferne, der freiheitsmüde, verantwortungslose und gewissenlose, der von der Technik beschlagnahmte, widerstandslose und kampfmüde, der egoistische, liebeleere und herzlose Mensch, ist der Mensch, der sich verliert, weil er Gott verliert, weil er nicht mehr betet, weil er seine Schuld nicht mehr sieht und bekennt, weil er das Gute unterläßt und die Last der anderen mitzutragen sich weigert. Aus dieser Tiefe der Verlorenheit rufen wir zum Herrn. Und das tiefste Wort der Frohen Botschaft heißt: Verwandlung. Es wäre heidnischer Defaitismus, wenn wir meinten, der Mensch von heute habe sich so weit von Gott entfernt, daß eine Rückkehr nicht mehr möglich sei.

Selig, die sich retten lassen! Gott will den Menschen freilich nicht ohne den Menschen retten. Deshalb: Selig, die noch beten wollen! Der Mensch von heute will sich nicht mehr als Geschöpf anerkennen. Daraus erklärt sich nicht nur der Hochmut der Mächtigen, sondern auch die Lebensanschauung des Ausbeutens, des Genießens und Konsumierens, die so tut, als gehöre alles nur uns, und die doch nur Ausdruck der Angst vor Vergänglichkeit und Tod ist. Diese Lebenseinstellung erzeugt das seelische Gift des Ressentiments, den Dauerneid und Dauergroll, die Unzufriedenheit und Habsucht, ein Gift, das alle Religion an der Quelle vergiftet, weil der Mensch die Dankbarkeit gegen Gott vergessen hat. Im Gegensatz dazu müssen wir wieder lernen, das Leben und jeden Tag als Gottes Geschenk und Aufgabe anzunehmen und zu fragen: Was will Gott von mir? „Wer betet, geht nicht verloren. Selbst wenn er nichts mehr tun kann, kann er immer noch das Wichtigste tun: er kann sich betend mit Gottes Allmacht verbinden.“ Und wo Gott nahe ist, wird auch das Gewissen wieder wach.

Selig, die noch ihr Gewissen fragen! Zwei Gefahren sind hier zu sehen: daß der Mensch seine Freiheit falsch gebraucht und daß er sie gar nicht gebraucht. Wer aktiv ist, erliegt leicht der Versuchung eines „technischen Eros“. Aber man soll nicht nur fragen, was getan werden kann, sondern auch wieder, was getan werden darf, und das auf allen Gebieten politischer, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und technischer Möglichkeiten. Die zweite

Gefahr ist die der großen Masse, die allzu leicht des Freiheitsgebrauches entwöhnt wird und auf die selbstverantwortliche Entscheidung verzichtet. Wir müssen die Ohnmachtsgefühle des Massenmenschen und die Illusion überwinden, es handle sich immer sogleich um Weltprobleme, an denen wir nichts zu ändern vermögen. Wir müssen das Nahe und Nächste ins Auge fassen, das Stückchen Erde, die Familie, die Arbeit, die wir zu betreuen und zu verantworten haben. Ziehen wir uns ja nicht ins rein Religiöse zurück, das es nicht gibt. Überwinden wir die unheilvolle Trennung von Religion und Leben! Das geht allerdings nicht ab ohne Kampf. Und es wird Zeit, daß wir uns von der propagandistisch verbreiteten Vorstellung freimachen, wer den Kampf wolle, wolle Menschen vernichten. Es gibt einen notwendigen Kampf des Geistes, der Freiheit, des Gewissens, der Menschen nicht vernichtet, sondern sie errettet, so daß wir sagen dürfen:

Selig, die noch kämpfen wollen! Im Sündenfall haben wir die Einheit und gesammelte Kraft unseres Wesens verloren. Nun müssen wir darum ringen, sie wenigstens zum Teil wiederzugewinnen. Jeder sittlich ringende Mensch erfährt schmerzlich, wie zerrissen er ist und wie schwer er das spontane Begehungsvermögen seiner Natur unter die Herrschaft seiner Freiheit bekommt. Dazu wird dieses Begehungsvermögen heute künstlich überreizt. Wir dürfen uns dem Sog der Umwelt nicht widerstandslos überlassen, und das tun wir, wenn wir die ungehemmte Erfüllung unserer Daseinswünsche mit wahrer Freiheit verwechseln. Wir müssen demnach verzichten und nein sagen lernen. Wer tut, was alle tun, ist verloren! Wer seine Seele dahingibt, wird sie gewinnen. Darum:

Selig, die noch helfen wollen! Der Götze Lebensstandard läßt keinen Platz übrig für den Mitmenschen. Wird durch öffentliche Fürsorge die Not aus den Augen genommen, dann wird die Antenne, die Gott im Mitleid errichtet hat, nicht mehr gesehen. Gegen die Sklerose der Liebe in und um uns müssen wir angehen, um so die eigentliche Unmenschlichkeit zu verhüten.

Erliegen wir der Versuchung nicht, uns selber aufzugeben. Niemals ist der Mensch ein hoffnungsloser Fall, solange er auf Gott hofft, dessen Macht nicht herzlos und dessen Liebe nicht machtlos ist.

Die Ängste der Welt und die Angst des Christen

Professor Walter Rest, Münster, nahte sich seinem Thema von einem Worte Kierkegaards her: „Von der Endlichkeit kann er (der Christ) viel lernen, nur nicht das Angsthaben, außer in einem sehr mittelmäßigen und verderblichen Sinne. Wer aber in Wahrheit lernte, Angst zu haben, der wird gehen wie im Tanz, wenn die Ängste der Endlichkeit aufzuspielen beginnen und die Lehrlinge der Endlichkeit Verstand und Mut verlieren.“ Der Christ hat die Angst der Endlichkeit nicht mehr zu fürchten. Aber daß Gott ihn erwartet, muß ihn mit Furcht erfüllen.

Worin besteht der Unterschied und inwieweit muß auch der Christ an den Ängsten der Endlichkeit teilnehmen?

Es gibt keinen natürlichen Bereich, der nicht für die Angst anfällig wäre. Es gibt gar nicht so viele Möglichkeiten, ihr entgegenzuwirken, als es Möglichkeiten der Verängstigung gibt. Mit der Angst als einer erbsündlichen Grundbefindlichkeit des Menschen muß als mit einer Tatsache gerechnet werden, die auch durch Psychotherapie nicht aus der Welt geschafft wird. Die Fesseln, die wir an einer Stelle lösen, werden uns an einer anderen sogleich wieder

angelegt. Jede neue Freiheit gebiert Einschränkung und Bindung an anderer Stelle, jede neue Einschränkung und Bindung schreit nach Befreiung, nicht nur im Bereich der Erotik, sondern auch in Politik und Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft, im Arbeits- und Berufsleben.

Der Mensch mit seinen natürlichen Kräften vermag sich über diese Grundbefindlichkeit hinwegzutäuschen, aber er vermag ihre Tragik nicht wirklich zu bewältigen. Sie bleibt ein Dunkel in der Helle des geläuterten Bewußtseins. Auch die soziale Evolution und die technische Revolution können nichts daran ändern. Die Erfahrung des Todes ist in Rußland die gleiche wie in Amerika, und sterben müssen wir alle. Und doch ist dieses Sterben jeweils einmalig und unvergleichbar, weil der Tod zum letzten und entscheidenden Akt des Personseins wird, darin sich jeder Mensch qua Mensch vom andern radikal unterscheidet. Niemand erreicht im Hier und Jetzt ein anderes Ziel, als das alle erreichen, und jeder erreicht oder verfehlt zugleich sein Ziel, das nur und nur das seine ist. Auf allgemein menschlichem Hintergrund erhebt sich die Frage der persönlichen Verantwortung.

Man sucht heute den Eindruck zu erwecken, eine neue Ära habe begonnen, die Menschheit sei auf dem Wege zu einer allmenschlichen Kommunikation und es gelte nur noch, sich gegen die Möglichkeiten der Zerstörung abzusichern. Diese Bemühungen gehören zu den denkwürdigsten Taten der Menschheit. Daß sie jedoch die Grundsituation des Menschen ändern könnten, das ist ein Traum, dem schon im Mythos des Sisyphos die Wahrheit entgegeng gehalten wird. Wie weit haben wir es gebracht! Fast haben wir den Stein auf den Gipfel gerollt, da rollt er uns aus der Hand in die tiefste Schlucht. Verloren steht der Mensch vor einem Nichts, vor seinem nutzlosen Werk. Wie viele Schriften heute schildern die apokalyptische Grundsituation des Menschen, indem sie die sinnlose, im Kollektiv zertretene oder schlechthin verlorene menschliche Existenz beschreiben. Und dies alles vor dem Hintergrund eines gigantischen technischen Fortschritts.

Ob wir den einzelnen Menschen in seinem endlichen Leben oder die Werke des Menschen und der Menschheit betrachten, für alle schlägt die Stunde. Unwiderruflich bleibt verloren das Spiel der Endlichkeit.

Die Angst des Christen dagegen ist eine begnadete. Nicht als lebte er in einem Reservat. Er ist in das Spiel der Welt mit hineingewürfelt. Es wäre auch zuviel von ihm verlangt, daß er gleich beim ersten Schritt sollte tanzen können. Es bedarf der stetigen Einübung ins Christentum, um nicht zu taumeln, wenn die Künste der Angst aufzuspielen beginnen. Was uns halten kann, ist allein die Zuversicht, daß Gottes Reich kommen wird.

Wie man als Christ die Angst der Endlichkeit besteht, das kann man bis ans Ende der Menschheitsgeschichte von den ersten Christen lernen. Wie es im Brief an Diognet beschrieben wird, übernahmen sie alle zumutbare Verantwortung für Dinge dieser Welt, aber ihr Vaterland war im Himmel. Diese Situation treibt in Ängste hinein, wie sie der endliche Mensch nicht kennt. Denn er setzt sich über vieles hinweg, was für ihn im endlichen Spiel nur endlicher Einsatz war. Der Christ dagegen steht für das, was er seinem Gewissen schuldig ist, mit seiner ganzen Person ein. Und wo er in die Verlorenheit dieser Welt mit hineingerissen wird, da leidet er schmerzlicher und gerät oft tiefer in Schuld als die anderen, ja er trägt auch ganz anders an ihren Folgen; denn er darf ja nicht re-

signieren, sondern muß unter Einsatz seiner ganzen Person sie wiedergutzumachen suchen.

Darum umschließt der *Orbis catholicus* so viele Unterschiede der privaten christlichen Existenz und des christlichen Engagements bei öffentlich-gesellschaftlichen Daseinsweisen, daß es unmöglich erscheint, den Platz des größten Optimums zu bestimmen; denn schon morgen können sich die Bedingungen, denen er standzuhalten hat, von Grund auf ändern. Wir sind realistisch, den Vorteil einzuschätzen, wenn christliches Leben in voller politischer Freiheit gelebt werden kann. Aber wir sind nicht so töricht, darob überheblich zu werden. Der Geist Gottes weht, wo und wann er will. Wir wollen nicht fliehen vor der Anfechtung, daß wir verlorengehen können, die wie keine andere unsere christliche Existenz bedroht. Wir wollen ihr ins Auge blicken und Gott bitten, daß er uns nicht abtrünnig werden lasse. „Wenn Du die Sünden beachten willst, o Herr, wer könnte da bestehen?“

Wenn der Christ um diese seine Situation weiß und sie in „Furcht und Zittern“ einübt, geschieht mit ihm jene Verwandlung, die uns Christus selbst in Gethsemane vorgelebt hat: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Aber haben wir heutigen Christen in unserer Verlorenheit an die endlichen Ängste überhaupt noch den Mut zu dieser letzten Angst? Wie verloren und gespenstisch wirken sie doch vor der einzig und eigentlich bleibenden Realität der Ewigkeit, die nach dem unvergänglichen Wort des Boethius „*interminabilis vitae tota simul et perfecta possessio*“ — vollendeter Besitz und alles zugleich eines unbegrenzten Lebens ist! Vor dieser Dimension wirkt die Verlorenheit des Menschen von heute wie eine Katastrophe, und die Christenheit ist bedenklich mit hineingerissen. Wir müssen deshalb aufbrechen zu neuen Ufern. Dieser Aufbruch möge nicht mit einer heimlichen Flucht aus der Welt verwechselt werden. Wenn wir in Jesus Christus allesamt Brüder sind, dann sitzen wir mit der gesamten Menschheit in einem Boot und dürfen uns nicht davonmachen. Aber wir müssen stellvertretend für alle aus diesem Boot unsere Hände betend zu Gott erheben: „Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, o Herr!“

Das bedeutet, daß wir nicht daran vorbeikommen, die Menschheitsgeschichte bis in ihre äußerste Verlorenheit mitzuerleben. Wir müssen hinnehmen wie einst Petrus, daß Gott uns führt, wohin wir nicht wollen. „Besinnen wir uns darauf, wie oft wir nicht wollten, uns selber gürteten und unsern Weg gingen. Es ist heute viel Lärm um dieses eigenwillige Gürteln, auch in den Reihen der Christenheit. Paßt uns noch der Gurt der Wahrheit? Der Panzer der Gerechtigkeit? Der Schild des Glaubens? Der Helm des Heils? Das Schwert des Geistes?“ Die Kirche, so sagte der Redner, weist uns entgegen unseren eigenen Irrfahrten den Kurs. Aber folgen wir dem Kurs? Segeln wir nicht auch unter der Flagge der Kirche zu leicht nach eigenem Belieben? Und fährt nicht häufig einer dem andern in den Weg? „Viele leiden unter dem Mangel an Liebe und krümmen sich unter den Schlägen von Zeloten und modernen Großinquisitoren...“ Es gibt eine Verlorenheit in den eigenen Reihen. Wir erfahren bitter, daß wir uns als Christen nicht aufeinander verlassen können, daß wir gegenseitig unsere Gewissen nicht genügend achten. Wir wollen die Vaterunserbitte: erlöse uns von dem Übel! auch auf unser Verhältnis zueinander beziehen. Befreie uns, o Herr, auch von dem Übel, daß unsere christliche Bruderschaft immer wieder durch die Strategie

und Taktik, das Intrigieren, Verdächtigen und Kaltstellen der eigenen Brüder verseucht wird. Wir müssen gegenüber diesem Übel und allen Übeln darum beten, daß Gottes Liebe in unserer Welt zur Blüte kommt.

Verloren — aber nicht aufgegeben

Ein farbiges Gemälde von den vielen Erscheinungsformen der Not unserer Zeit entwarf in seinem Vortrag der Schriftleiter des „Rheinischen Merkur“, Anton Böhm, Köln. Zwar sind alle diese bösen Zeichen unserer Zeit nur Symptome, so sagte er, in denen die immerwährende von der Sünde stammende Verlorenheit des Menschen sich nun gerade heute äußert. Doch um ihr widerstehen zu können, muß man um die Phänomene wissen, die Böhm aufzuweisen suchte.

Die Angst unserer Tage ist vornehmlich Angst um unser leibliches Leben. Wir organisieren geradezu diese Lebens- und Todesangst. Unsere Seelsorge ist gering; unsere Leibsorge um so größer. Die ganze Zivilisation ist auf unser leibliches Wohlergehen abgestellt. Alles hat dem Lebensstandard zu dienen. Selbst Entbehrungen, die uns auferlegt werden, rechtfertigt man nicht damit, daß eine Idee, eine Pflicht oder ein Wert diese Opfer verlangen, sondern so, daß diese Opfer uns oder unseren Kindern einen höheren Lebensstandard ermöglichen werden. Und die zeitgängige Vorstellung von ihm schließt die höheren Lebensgüter nicht mit ein. Wehe dem Staatsmann, der sich nicht zu dieser Verpflichtung bekennen würde! Die aufrichtigste Empörung, zu der unsere Gesellschaft fähig wäre, würde die Empörung darüber sein, daß der Lebensstandard sinkt.

Wir überschätzen den Wert des Leiblichen. Wir treiben einen frevelhaften Kraft- und Schönheitskult, um zu vergessen, daß der Mensch der Sünde wegen hingefällig ist und daß es die Prüfung der Häßlichkeit, Gebrechlichkeit und Krankheit gibt. Wir verkehren Gutes in Schlechtes, indem wir aus der notwendigen Leibspflege nahezu abgöttische Riten und Bräuche machen, wenn wir zum Beispiel Schau-sportereignisse zur höchsten Lebensäußerung eines Volkes umfälschen. Andererseits unterwerfen wir uns um des Leibes willen einer Askese, die wir dem Ziel der christlichen Vollkommenheit nicht widmen würden.

Aus Todesangst erheben wir die Medizin in den Rang einer Heilslehre. Ist es zuviel gesagt, daß viele Menschen unserer Zeit insgeheim von ihr die Erlösung zum ewigen Leben erwarten oder mindestens zu dem, was sie dafür halten? Unser Dasein ist übermedikalisiert und übermedikamentiert. Wir hoffen, daß die Wissenschaft bald imstande sein werde, nicht nur den Tod ganz weit in die Ferne zu rücken, so daß er uns nicht mehr belästigt, sondern auch alle gewünschten Körper- und Seelenzustände durch passende Pillen herzustellen. Steht dahinter nicht die Meinung, das Leben sei nichts weiter als eine Reihe von chemisch-biologischen Vorgängen, die beliebig gelenkt werden können? Wir merken gar nicht, daß wir uns einer namenlosen Gewalt ausliefern, wenn wir unsere Daseinsgestaltung der Apotheke überlassen statt unserm Willen, unserer Lebenserfahrung, unserm Lebensleid. Wie die entfesselte Medizin uns übermächtigt, das zeigt sich an solchen Erscheinungen wie der Abtreibung und der Euthanasie, der künstlichen Befruchtung und den eugenischen Eingriffen. Gibt es überhaupt eine Freveltat, die man nicht plausibel machen kann, wenn man sagt, sie sei medizinisch oder hygienisch oder biologisch nützlich? Die

Mahnung an Krankheit und Tod verbannen wir, so gut es geht, in die Isolierhäuser der Krankenanstalten und Leichenhallen. Wir weichen dieser Erschütterung möglichst aus.

Aus der Verantwortung entfliehen wir in den Rausch. Alkohol und Nikotin sind nur die ordinären Formen davon. Das Instrumentar unserer Selbstvergiftung ist viel raffinierter. Dazu gehören alle Arten von Spannungs- und Entspannungsdrogen, von denen die einen Wachheit, Leistung und Laune erzeugen, die anderen Gleichmut und Vergessen bringen sollen. Aber sowohl die künstliche Ruhe wie die künstliche Erregtheit sind Betäubungszustände, die durch Gewöhnung zum Abbau der Persönlichkeit führen können.

Drogen sind in gewissem Sinne auch der Schausport, die Thriller im Kino, das Starren auf die Fernsehtruhe, das nomadenhafte Reisen, das motorische Dahinbrausen, die Sensationen der Boulevardpresse, die Schundgeschichten der Groschenhefte, das kommerzialisierte Vergnügungstreiben, der raffinierte Sexualismus. Ja selbst die Arbeit im Tempo hektischen Rotierens und Hastens kann zur Droge werden. Sie befreit uns von uns selbst; sie treibt uns, und wir lassen uns treiben.

Angst wie Genuß werfen den Menschen auf sich selbst zurück. Sie treiben ihn in die Masse, lösen ihn aber aus der Gemeinschaft. Wir sprechen deshalb von Kontaktarmut, aber in Wirklichkeit handelt es sich um das Erkalten der Liebe. Sie gefährdet ja unsere vermeintliche Sicherheit! Wir kaufen uns durch Steuern und Beiträge davon los. In der Lieblosigkeit aber muß die Menschlichkeit verkümmern. Durch sie wird unsere Seele zu jener Wüste, in der die öde Langweile hochkommt, die man die Geißel unserer Zeit nennen könnte. Wie vieles dient nur dazu, sie zu vertreiben. Sie wird als Schrecken empfunden, und sie ist es in der Tat; denn sie ist der Anblick des Nichts in unserm eigenen Innern. Sie kann sich steigern bis zur Verzweiflung an allem, an Gott, am Menschen, an seinen Werken, an der Welt und am Leben. Und die Verzweiflung trägt mancherlei Masken, unter anderen die der pöbelhaften Ehrfurchtslosigkeit vor allem und der Verhöhnung aller Werte. Sie gebiert die Irrlehre aller Irrlehren, nämlich eine Philosophie der Erlösung durch Auflösung, diesen wahrhaft satanischen Betrug.

Auch hinter dem Optimismus unserer Zeit kann sich unsere Verlorenheit offenbaren. Der Mensch braucht sich nicht immer an seine Schwäche, er kann sich auch an seine Stärke verlieren. Er kann auch in seiner Macht verloren sein. Der Triumph der Technik hat grenzenlose Möglichkeiten schon verwirklicht oder doch nahegerückt. Fast nichts scheint mehr unmöglich. Im sozialen Bereich entspricht dieser Hybris das Gefüge von Sicherungen gegen jede Art von Lebensrisiko. Über dieser Welt wacht ein Staat, der, offen oder insgeheim, alles in allem zu werden sich anschickt, die umfassende Rückversicherung aller unserer Daseinsversicherungen und -hoffnungen. Die Vollendung seiner Zwangsmittel ist beispiellos wie die Höhe der Erwartungen, die man ihm entgegenbringt. Eines bedingt das andere. Aber die Macht, die in ihm, seinen militärischen und politischen Gewalten sichtbar wird, ist nicht die Macht des Menschen als Person, sondern nur die Macht des Menschen als Gattung.

Will man alle unsere Lebenserwartungen auf eine Formel bringen, dann darf man wohl sagen: Wir erwarten im geheimen Grunde unserer Seele das irdische Paradies,

nicht Erlösung durch Gott, sondern Erlösung durch unsere eigene Kraft. Doch über diesen Erwartungen steht das flammende Menetekel der Atombombe als apokalyptisches Schreckenszeichen, und es gibt der Zeichen genug, daß die Mittel unserer Macht über uns selber die Macht gewonnen haben. Zeichen blinder und sinnloser, aber auch kurz-sichtig oder gar zynisch verharmloster Zerstörungen. Die Zivilisationswüste wächst. Selbst die Reinheit der Luft und des Wassers und der Nahrung ist bedroht. Im Ergebnis steht vor uns der naturlose, von seinen eigenen Lebenskräften abgeschnittene Mensch, nicht mehr inmitten der Schöpfung, sondern inmitten seiner Apparaturen. Wir wollen nicht die Technik anklagen, ohne die die Menschheit ihren Schöpfungsbefehl nicht erfüllen, ja nicht einmal bei ihrer gegenwärtigen Bevölkerungszahl leben könnte. Wir beklagen aber, daß wir uns an sie verloren haben. Der Aufstand der Technik ist ihre Rache dafür. Er zwingt uns, unser Leben nach ihr umzubauen. Das Ergebnis ist eine Gesellschaft von Funktionären und nicht mehr eine Gemeinschaft von menschlichen Personen. In einer solchen Gesellschaft gibt es folgerichtig nicht mehr das Recht, die Wahrheit und die Moral, sondern nur noch das Gesetz des reibungslosen Funktionierens.

Alles läuft auf eine neue Sklaverei hinaus, deren Sklavhalter anonyme Übermächte sind. Die einfachste Tat der Freiheit, die Selbstbestimmung wird ausgelöscht, wenn nicht direkt, dann wenigstens allmählich mit Hilfe der ruinierenden Mittel der Propaganda und Reklame. Und warum das alles? Weil wir nicht aufgehört haben, die Ursünde unserer Stammeltern fort und fort von neuem zu begehen, weil wir an die Stelle Gottes den Abgott unserer eigenen Macht gesetzt haben. Das ist unsere Ohnmacht! Wir sind verloren, und doch sind wir von Gott nicht aufgegeben! Daß der Herr uns sucht, das mag uns wappnen gegen die Schrecken unserer Zeit.

Drei Notrufe unserer Zeit — Die verweigerte und die erlösende Antwort

In einem sehr eindrucksvoll gegliederten und formulierten, wesentlichen Referat beschäftigte sich Ordinariatsrat Heinrich *Theissing*, Görlitz, mit drei Notrufen, die in unserer Zeit alle anderen Stimmen übertönen. Es sind der Ruf nach Gerechtigkeit, die Frage nach der Wahrheit und der Schrei der Angst.

Es ist eine den modernen Menschen tief bedrückende Überzeugung, daß Macht vor Recht geht. Der Besitz uneingeschränkter Macht war schon die Versuchung unserer Stammeltern, und er ist sie zu allen Zeiten geblieben. Seit Urbeginn ist der Mensch der selbstsüchtigen Macht des Mitmenschen ausgeliefert. Er muß bangen vor der Macht. Machtkämpfe beherrschen das Leben, durchaus nicht nur in der Politik, sondern im gesamten Bereich des Lebens, in Wirtschaft und Arbeitswelt, selbst in der Familie. Infolge der Struktur der technisierten Gesellschaft sind wir in immer zahlreicher werdende und engere Abhängigkeiten geraten. Wenn deshalb auch nur an einer Stelle Machtbefugnisse überschritten werden, entsteht eine Kettenreaktion von Ungerechtigkeiten. Jeder kann den andern heute seine Macht fühlen lassen. Die Macht des Geldes, der Organisation, des Staates regieren die Welt. Wer sie hat, der hat Recht. Und wenn die Rechtsprechung in hundert Fällen Recht schafft, so gibt es tausend, in denen der Mensch es nicht zurückerhalten kann. Aber ohne Recht gibt es kein menschenwürdiges Dasein.

Ferner fühlt der moderne Mensch die Gefahr, daß ihm die reine und ganze Wahrheit in seinen Lebensfragen vor-enthalten wird. Wie oft gibt die Macht ihre Anschauung von der Welt als verbindliche Wahrheit aus! Der Mensch erkennt aus seinem Abgrund immer nur einen Ausschnitt der ganzen Welt. Wer nicht die Scheuklappen reiner Diesseitigkeit angelegt hat, kann sich damit nicht zufrieden geben. Auch die Wissenschaft reicht nicht aus, um die Verantwortung für das Leben tragen zu können, wie C. F. von Weizsäcker dargelegt hat. Den Hunger nach der Wahrheit können weder Theorien und Hypothesen noch Systeme und Experimente und Ideologien stillen. Gegenüber den Lenkungsmitteln der Meinungsbildung erwacht Mißtrauen, und es vergiftet nach und nach auch die Beziehungen zwischen den einzelnen Menschen. Die moderne Welt ist von einer Atmosphäre der Verlogenheit erfüllt. Ihre Stimme ist die Reklame.

Es ist ein niederträchtiges und gemeines Spiel mit der Angst der Menschen, das heute im Kleinen und im Großen getrieben wird. Es erzeugt das hektische Sicherheitsbedürfnis, den Schrei der Angst. „Die tiefste Angst des Menschen in der geplanten Welt“, so sagt Weizsäcker, „ist wohl die, die Planung könnte versagen.“ Diese Angst hat uns das Rückgrat gebrochen. Sie hat uns den Mut zum Wagnis genommen und treibt uns in die Defensive mit ihren Kennzeichen des Kompromisses und des Nachgebens.

Die Schreie aus der Tiefe warten auf Antwort. Die Welt antwortet darauf mit Ideologien, die menschlich versagen. Dem Ruf nach Gerechtigkeit antworten der Liberalismus und der Kollektivismus. Aber die schrankenlose Freiheit lebt ja auf Kosten der Schwächeren. Der freie Mensch ist eben leider nicht auch schon der gute Mensch. Der Kollektivismus lebt von der Hoffnung, daß es dem einzelnen Menschen gut gehen werde, wenn es der Gesamtheit gut geht. Aber er fordert dafür die totale und bedingungslose Unterordnung. Das bedeutet, daß der einzelne Mensch nur noch ebensoviel Recht hat, als er der Gesellschaft nützt. Daran erkrankt er, und aus kranken Zellen kann kein gesunder Organismus sich aufbauen.

Dem Verlangen der Menschen nach Wahrheit antwortet der Rationalismus mit dem Hinweis auf „die Wissenschaft“. Das ist Zukunftsmusik. Ist etwa der Schrei der Menschen nach Lebenswahrheit und Lebensweisheit in den Jahrhunderten der Naturwissenschaft leiser geworden? Wo Naturwissenschaft sich als Lebensweisheit ausgab, mußte sie zu unbewiesenen Behauptungen greifen. Dem Schrei der Angst erwidert der Existentialismus mit der Zumutung, daß uns nichts bleibt, als das Leben über dem Nichts mit Heroismus zu ertragen, das heißt vornehm zugrunde zu gehen. Demnach hätten wir dem Tier nichts weiter voraus, als daß wir um die Sinnlosigkeit unseres Daseins wissen. Beim weiteren Suchen nach einem Sinn verfallen viele einer unbändigen Friedenssehnsucht. Aber so sehr wir den Frieden ersehnen, schafft er doch das menschliche Leid nicht aus der Welt. Und ebensowenig vermag das der Fortschritt der Technik zu vollbringen. In allen Mythen der Menschheit, und selbst in der marxistischen Theorie von der Aneignung der Produktionsmittel, lebt das Bewußtsein von einer menschlichen Urschuld, die von uns her unüberwindbar ist.

Daher rufen wir aus der Tiefe zum Herrn. Er antwortet auf den Ruf nach Gerechtigkeit, indem er, das Lamm Gottes, die Schuld hinwegnimmt. Er lebt und stirbt uns

die Macht der Ohnmacht als Beispiel vor. Die Macht seiner dienenden Liebe bricht der Gerechtigkeit Bahn. Wer sich diesem Weg des Herrn anvertraut, ist zwar der Macht der Menschen nicht entzogen, aber er ist ihr auch nicht preisgegeben. Das Grauen, der Willkür von Menschen ausgeliefert zu sein, schwindet vor der Gewißheit, daß Gott noch mächtiger ist. Gott wird der letzte Richter sein. Das Bild des Herrn als des Richters, der Gerechtigkeit schafft, stand den ersten Christen lebendig vor Augen. Darum konnten sie das Wort hören: „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen...“ Dieses Bild ist uns leider ein wenig entschwunden. Ist es ein unbewußtes Zugeständnis an die Diesseitigkeit unserer Zeit? Erst im Gericht wird die letzte Sühne für alle Ungerechtigkeit dieses Lebens vollzogen. Dort wird die am Kreuz begonnene Sühne vollendet und der Triumph der Gerechtigkeit Gottes zur endgültigen Antwort auf den Schrei der Menschheit nach Gerechtigkeit. Dann wird alle Macht in der liebenden Hand Gottes liegen.

Auf den Ruf der Menschen nach der reinen und ganzen Wahrheit antwortet Christus als das menschgewordene Wort Gottes. „Ich bin die Wahrheit.“ Wir müssen heute viele Worte über uns ergehen lassen. Offensichtliche Widersprüche verlangen, daß der Mensch sie für wahr halte. In solcher Zeit ist Christus das eine echte Wort der Wahrheit, dem wir vertrauen können. Darum „drängte sich das Volk an Jesus heran, um das Wort Gottes zu hören“ (Luk. 5, 1). Welche Erlösung für den Menschen, daß er einmal einem ohne Mißtrauen zuhören kann. Was daran die Sinne nicht ergreifen können, was der Verstand nicht zu fassen vermag, das wird die Macht des Heiligen Geistes in denen vollbringen, die da glauben, und sie allein werden die ganze Wahrheit verkosten. So sieht Gottes Antwort auf den Schrei nach Wahrheit aus. „Die Wahrheit, die im christlichen Glauben bewahrt wird“, sagt Weizsäcker, „ist nach meiner Überzeugung die einzige, die größer ist als die Wahrheit der Wissenschaft, auf der das Atomzeitalter beruht... Man wird sich, wenn die rationale Planung versagt, unweigerlich wieder an sie wenden.“

Dem dritten Schrei der heutigen Menschheit, dem Schrei der Angst, antwortet die Stimme des Guten Hirten. Der Gute Hirte geht dem einzelnen Schäflein aus seiner Herde nach, er betreut nicht nur ein Kollektiv. Der Herr geht dem einzelnen Menschen in seine persönliche Not nach, in seine Verlassenheit, in sein abgelegenes Dorf in Mecklenburg oder im Oderbruch. Er bietet keine Versicherungen an, und seine Kirche ist keine Versicherungsanstalt. Er gibt einen Frieden, den die Welt nicht geben kann. Sein Friede kommt aus der Verheißung der Gemeinschaft mit Gott. An dieser Geborgenheit prallt die Gewalt der Angst zurück. Diese kann den erlösten Menschen nicht mehr überwältigen. Denn er ist in Wirklichkeit nicht mehr einsam und allein. Er hat die Liebe gefunden. Christus schenkt Vertrauen statt Angst, Gottes Frieden anstelle der Menschenfurcht, Liebe denen, die verloren waren. Und zwar bietet er das alles nicht nur als Programm an. Er tut, was er verheißt. Er nimmt uns auf. Gott ist nicht fern. Er ist jedem von uns in erreichbarer Nähe. Nur müssen wir aus der Tiefe rufen, daß seine Macht sich in unserer Schwachheit vollende. „Durch Christus und von Christus wird der Mensch die Fülle des Lebens besitzen, noch bevor an den Horizonten der Ewigkeit ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen“ (Pius XII.).

Die besonderen Gefährdungen des heutigen Menschen

Frau Professor Maria *Schmidt*, Paderborn, widmete den Hauptteil ihrer Ausführungen ebenfalls den konkreten Gefahren, denen der heutige Mensch ausgesetzt ist. Und doch zeigt das Bild, das sie als Frau entwarf, seine besonderen Farben.

Zunächst sieht auch sie den heutigen Menschen trotz aller Fortschritte der Wirtschaft und der Medizin in eigenartiger und bedrückender Weise in seiner physischen Existenz bedroht. Eine der verbreitetsten Formen dieser Gefahr entsteht aus dem uns aufgezwungenen Arbeits- und Lebensrhythmus, der uns vielfach nötigt, die Nacht zum Tage zu machen, und jedenfalls ständig antreibt, aufpeitscht und überlastet. Auch die Umgebung, in der wir leben müssen, und die Nahrung, von der wir leben, sind weitgehend denaturiert oder sogar vergiftet, so daß Prof. Eichholtz, Heidelberg, von einer „toxischen Gesamtsituation“ gesprochen hat. Denken wir ferner an die großen Verkehrsgefahren, denen wir täglich ausgesetzt werden. Das alles kommt zu den Naturgewalten hinzu, die den Menschen schon immer bedroht haben und auch heute keineswegs ganz gebändigt sind.

Das seelisch-geistige Leben vieler heutiger Menschen leidet Not unter gewissen unvermeidlichen Begleiterscheinungen der industriellen Arbeitsorganisation. Sie macht den Menschen, wenn nicht zur Maschine, so doch gewiß zu einem reinen Funktionsträger, dem der ursprüngliche Sinn des Berufs, das heißt des Berufenseins, in seiner Arbeit nicht mehr aufleuchtet. Zudem leidet er unter dem Gefühl seiner beliebigen Ersetzbarkeit und Namenlosigkeit. So wird ihm das Geld zum einzigen Antrieb in seiner Arbeit. Arbeit ist eben das Mittel zum Existieren und besseren Leben. Fast von selbst führt das zur Vergötterung des Lebensstandards, und die Reklame tut alles, was daran noch fehlt.

Wenn der Mensch sich diesem Idol überläßt, beginnt er, in einem allgemeinen Strom dahinzutreiben, und bald denkt er auch mit der Masse und verfällt den Massensuggestionen. Er hört insoweit auf, Persönlichkeit, und das heißt Mensch zu sein. Er läßt sich nicht nur in seinem Arbeits- und Berufsleben, sondern auch in den Bereichen, in denen er an und für sich nach eigenem Willen verfügen könnte, sein Wünschen, Wollen und Handeln vorschreiben. Man braucht nur auf den heutigen Freizeit- und Urlaubsbetrieb hinzuweisen.

Früher war die Familie das Nest. Sie ist das heute nicht mehr in vielen Fällen, wo die Hausfrau ihre Uraufgabe des „colere“, des Hüterns und Pflagens, hinter die, aus welchen Gründen auch immer, übernommene Beschäftigung, das „facere“, in den Hintergrund stellt. Die einseitig vom Manne her gestaltete Arbeitswelt bringt häufig einen Verlust an weiblicher Substanz mit sich. Erschwert wird das Familienleben vielfach auch durch die unnatürliche Wohnraumenge oder -qualität.

Doch bedeutsamer sind die inneren Faktoren, die die Ehe und Familie bedrohen. Die Gefahr beginnt bei jenen unwahren Idealbildern vom Manne und von der Frau, die mit den Mitteln der Massensuggestion über Auge und Ohr den Menschen und der Jugend von heute unaufhörlich eingetrichtert werden. Dieser Typ wird von dem Ehepartner nicht verwirklicht, und die Enttäuschung ist da. Nicht minder ungünstig wirkt sich die Angleichung der Geschlechter aus, die es in der Ehe nicht mehr zu einer wirklichen Spannungseinheit kommen läßt, weil die Pola-

rität der Geschlechter verlorengegangen ist. So lebt man die Ehe dann schließlich als bloße Unterhalts- und allenfalls Sexualgemeinschaft, vielleicht auch kameradschaftlich, aber nicht als das, als was Gott sie schuf, als umfassende Lebenseinheit in der Gefährtenschaft.

Die Verflachung des Ehelebens kann nicht ohne Wirkung auf die Kinder bleiben. Noch mehr muß es uns bedrücken, wie viele Kinder überhaupt ohne die sorgende Mutterliebe aufwachsen, die doch der Mutterboden gesunder seelischer Entwicklung ist, wie uns die Tiefenpsychologie heute von neuem erkennen läßt. Auch die heranwachsenden Jugendlichen leiden häufig unter der Lieblosigkeit und dem Unverständnis ihrer Eltern. Daß sich heute schon zehn- oder zwölfjährige Kinder von ihren Eltern distanzieren, ist eine weitverbreitete Erscheinung. Sie suchen Ersatz im Anschluß an Gleichaltrige, und diese Gruppenbildung vollzieht sich bekanntlich sehr oft nicht im Zeichen höherer Werte und unter verständiger Führung. Die Älteren aber spüren zu wenig, daß hinter dieser Unruhe heutiger Jugend die Frage nach dem Sinn des Lebens und das Suchen nach Geborgenheit sich versteckt. Auch andere mitmenschliche Beziehungen sind in Unordnung gekommen. Ein unersetzliches Fundament wirklichen menschlichen Miteinanderlebens ist verlorengegangen: die Ehrfurcht und die Diskretion voreinander. Die Intimbereiche werden veröffentlicht, und so geht die Achtung nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selbst verloren. Wenn aber der andere nicht mehr wirklich in seiner Würde geachtet wird, was wird dann aus unseren Beziehungen zu kranken, hilflosen oder alten Menschen? Man überläßt sie den Institutionen, die sie aus den Augen schaffen.

Wendet man schließlich den Blick auf den religiösen Lebensbereich, dann scheint sich das Wort Hölderlins zu bewahrheiten: „Wenn die Götter entflohen sind, wird es Nacht auf der Erde.“ Gott ist sehr vielen heutigen Menschen nur noch eine traditionelle Vorstellung oder, wie Nietzsche sagt, „eine leere und antiquierte Vokabel“. Eine Welt ohne Gott ist aber zwangsläufig auch eine Welt ohne Ordnung. Die Verbannung Gottes zieht die Unmenschlichkeit nach sich. Sie entsteht, sobald der Mensch etwas, das nicht Gott ist, zum Ersatzgott macht, Geld, Wohlleben, Eros, Sport, Kunst, Wissenschaft, Macht oder was immer.

Wir Christen wissen, daß die letzte Ursache aller Irrungen nicht von der äußeren Gestalt unserer Zeit und Welt herührt, sondern von der Sünde. Darum kann die Heilung nur von dem Arzt kommen, der auch die Sünde zu vergeben die Macht hat.

Wir wissen, daß die Taufe die Macht der Sünde bricht, wenn sie uns auch nicht die ursprüngliche Harmonie zurückgibt. Darum Gefährdung und Bedrohung, Zerrissenheit und Unordnung im Menschen und seiner Welt, aber auch Hoffnung!

Der Tiefe unserer Verlorenheit steht die göttliche Barmherzigkeit gegenüber, die uns zuteil wird durch Buße und Gebet. Aus der Geborgenheit in Gottes Barmherzigkeit ist das Leben in der Welt der Ungeborgenheit zu bestehen: Die Arbeit, auch die ungeliebte, wandelt sich zum Dienst in der Nachfolge Christi. Der Verzicht auf ein Übermaß an materiellen Lebensgenüssen bewahrt uns vor der Vermassung. Die Familie wird wieder zum Hort menschlicher Geborgenheit, wenn jedes ihrer Glieder sich Mühe gibt, nicht nur zu empfangen, sondern auch zu schenken. Es

kommt alles darauf an, daß es kleine, doch mit menschlicher Wärme erfüllte Lebenskreise gibt, die Wärme ausstrahlen. All unser Leben und Dienen aber muß sich hineinnehmen lassen in das ständig gegenwärtige Kreuzesopfer Christi in der Messe. Durch sie wird alles irdische Geschehen, die Geschichte in ein Lob Gottes umgewandelt.

Das Gleichnis vom Steppenwolf

Nach dem Beispiel des Meisters stellte *Elpidius Pax* OFM, Berlin, seinen Zuhörern die Verlorenheit des Menschen in einem Gleichnis dar, das er von Hermann Hesse entlehnte. Wir wollen, sagte er, nicht von den Sorgen sprechen, die wir täglich im Radio hören. Wir haben keinen Einfluß auf sie, aber unser eigenes Leben müssen wir ihnen zum Trotz führen. Wir sprechen von jener unbennbaren Sorge, die nicht dem Menschen im allgemeinen zugehört, sondern die *mir* nachstellt, *mich* umschleicht.

„Aus der Tiefe rufe *ich*...“ Darf ich überhaupt rufen? Darf ich sprechen von mir, meinen Nöten, Leidenschaften, Enttäuschungen, Niederlagen? Sagt nicht etwa schon der Vater: Du mußt mit dir selber fertig werden? Redet da nicht im Betrieb ein „Sprecher“ angeblich in meinem Namen, von dem er nichts weiß? Sagt nicht der Chef, wenn ich ihm mit meinen Sorgen kommen möchte: „Wir reden gelegentlich darüber“, wobei dann gelegentlich soviel bedeutet wie niemals? Liegt nicht *meine* Not besonders darin, daß es gar niemand gibt, der sie ernsthaft anhört, geschweige denn aufnimmt? Wiewohl wir gar nicht den Mut haben, einer zum andern von *seiner* Not zu reden, sind wir nicht eben dadurch eine Schicksalsgemeinschaft?

Damit diese aber wirklich wird, müssen wir zunächst die ganze Tiefe dieser Not der Einsamkeit zu erhellen suchen. Wir tun es in dem Bild vom Steppenwolf, das Hermann Hesse so gezeichnet hat: „Ich Steppenwolf trabe und trabe / Trabe und träume von Rehen / Trabe und träume von Hasen / Höre den Wind in der Winternacht blasen.“ Mit glühenden Augen, fern vom Rudel, zieht er einsam seine Bahn. Er bricht los auf seine Opfer und verschwindet wieder in der Winternacht. Gibt es nicht den menschlichen Steppenwolf, der nirgends zu Hause ist und Ruhe findet, sehnsüchtig und ziellos umhertrabt? „Ich Steppenwolf trabe und trabe / Trabe und träume von Rehen / Trabe und träume von Hasen / Tränke mit Schnee meine brennende Kehle / Trage dem Teufel zu meine Seele.“ Wer die Leitung zum Herrn durchschneidet, irrt ruhelos umher und verendet wie ein Tier.

Was Hesse hier sagt, das spricht uralte biblische Gedanken aus. Als Gott das Paradies verschloß, entließ er den Menschen in ein selbsterwähltes Land, und dieses Land offenbarte sich als eine Wüste, in der der Mensch nichts anderes tun konnte, als unsterblich und flüchtig umherschweifen. Jeder von uns ist in irgendwelchen Winkeln seines Herzens ein Steppenwolf.

Wenn wir nach seinen Kennzeichen fragen, springt uns als erstes in die Augen, daß der Steppenwolf ein einsamer Egoist ist. Deswegen handelt er nach dem Recht des Stärkeren und sät Leid und Tränen. Manchmal sammelt er sich auch zu Rudeln, um seiner Macht mehr Geltung zu verschaffen. Man nennt das heute: Gruppenegoismus. Aber die Rudel zerstreuen sich alsbald, wenn sie die Beute haben, oder sie zerstreuen sich darum.

Jeder zahlt dieser Ichsucht seinen Tribut, sei es, daß wir den Mut zum Wagnis mit dem Du nicht durchhalten, wie Bert Brecht es in seinem Stück „Der gute Mensch von

Sezuan“ dargestellt hat, sei es, indem wir uns in der Sorge enttäuscht zu werden auf uns selbst zurückziehen, wie es jene Jugend tut, die wir im Jargon unseres eigenen Dschungels mit dem schamlosen Wort „halbstark“ benennen. Das Ich ist wie ein Sperrriegel, der sich vor alle echten Kontakte mit jedem Du, auch mit Gott schiebt.

Aber dieser Riegel vermag nicht abzuriegeln, was sich nicht abriegeln läßt. Deswegen ist der Steppenwolf der große Träumer. Er träumt von Rehen und Hasen, träumt von Leben, Glück und Ruhe und Frieden. Geht er aber daran, es zu realisieren, sieht er den Weg zum Lebendigen versperrt. Er kann nur Lebloses als Beute seiner Träume in den Zähnen halten. Da er das Sonnenlicht nicht erträgt, kann er seine glühenden Augen nur bei künstlichen Lichtern offenhalten, in der Nacht. Er lebt nicht von dem, was Gott gibt, sondern von dem, was „irgendwann“ einmal sein wird und doch niemals sein wird. Seine Hoffnung ist vom Rhythmus der Natur gehalten, in der es doch wieder einmal Frühling werden wird. Welche Resignation! Wie schnell vergeht auch der Frühling! So werden wirklich immer wieder seine Träume Schäume. Wie eine Prachtstraße öde wird, wenn das Neonlicht erlischt. In solchen Momenten wird uns bewußt, daß die Technik nicht jene Überwinderin ist, als die sie sich ausgibt. Hier liegen die Ursachen für die Krisen der erfolgreichen Menschen, die auf der Höhe des Erfolges ihre Einsamkeit entdecken.

Der Träumer wird zum Traber. Traber ist der Mensch, der seines Zieles nicht sicher werden kann. „Ich bin so klug als wie zuvor.“ Wie offenbaren das jene unfruchtbaren Diskussionen, bei denen man sozusagen in einem Karussell sitzt und es einem schließlich schlecht wird, wenn auch vor nichts anderm als vor Langweile. Man macht sich also auf und trabt immer schneller, wäre es auch nur ins Kino oder auf irgendeinen Rummel oder in die Masse, ins Kollektiv, um sich hinter irgendeinem Vordermann vor sich selbst zu verstecken.

Man trabt so lange, bis man den Wind in der Winternacht blasen hört, bis die klirrende Kälte nach dem Herzen greift, bis man in völliger Einsamkeit und Verlassenheit endet. Ohne alle und jede Bindung und Verbundenheit. Man erstarrt.

Warum macht der Steppenwolf gerade uns heute soviel zu schaffen? Wenn wir das Zentrum der Welt in einer mathematischen Formel ausdrücken können, wie es Heisenberg getan hat, dann stellt sich die Frage: Was bedeutet das für mich? und dann lautet die Antwort: Nichts! Und wenn „nichts“ der Sinn meines Lebens ist, dann bin ich am Ende. Dann kann ich nur noch traben und mich tarnen, dann kann ich nur noch trotzen und mich durchbeißen.

An dieser Grenze aber erreicht uns die Kunde, daß Gott in unsere Wüste durchgestoßen ist. Es gibt also einen, der gut zu uns ist. Wie oft spricht Christus von der Suche nach dem Verlorenen! Freilich muß ich ihn rufen. Aber das, was wir zu tun haben, ist nur eine kleine Lageveränderung, eine kleine Blickwendung. Sie fällt uns nur deshalb so schwer, weil wir Gewohnheitstiere geworden sind. Besinnen wir uns darauf, daß wir nicht Wölfe sind, sondern Menschen, Söhne Gottes! Deshalb wird der erste Ruf aus unserer Tiefe der Ruf nach dem Vater sein und der zweite nach Christus, dem Bruder. Damit überschreiten wir die Grenze, und alles ist wiedergewonnen. Wir sind nun nicht mehr allein, sondern mit einem Du. Was wir

ihm weiter zu sagen haben, wird sich von selbst ergeben. In dem Psalmwort fällt noch eines auf: Es fehlt die Antwort Gottes. Aber sein Schweigen ist nicht das Schweigen der Winternacht. Er braucht nicht vernehmlich zu reden. Er wirkt an uns durch sein Dasein. Nicht auf die momentane Lösung einzelner Probleme kommt es an, sondern darauf, daß Gott uns liebt, so sehr, daß er seines eingeborenen Sohnes nicht geschont hat, sondern ihn dahingab, damit wir gerettet werden.

Rettet den Menschen

Es hätte nicht viel Sinn, festzustellen, daß der Mensch verloren ist, bestände nicht die Hoffnung, daß er gerettet werden kann. Daß seine Rettung Gottes Wille und Werk ist, daß Gott den Menschen trotz seiner gegenwärtigen Verfallenheit noch will, davon war man in Berlin ausgegangen. Nun blieb noch zu zeigen, *wie* Gott sein Werk vollbringt. Gott braucht Menschen! Er bedient sich ihrer, um ihre Brüder zu retten. Die dritte Versammlung war deshalb der Theologie des Apostolates und der Betrachtung seiner heutigen Möglichkeiten und Formen gewidmet.

Dasein — Lieben — Segnen

Msgr. Hugo *Aufderbeck*, Magdeburg, stellte mit Sorge fest, daß unsere Hilfsbereitschaft, Menschen vor dem Tode zu retten, nicht ebenso selbstverständlich ist, wenn es gilt, sie vor dem ewigen Verderben zu bewahren. Und doch gibt es keine größere Not als diese. In ihr kann weder die Wissenschaft noch eine Ideologie, noch eine gesellschaftliche Aktion helfen, sondern allein Christus. Er wird nicht aufhören zu suchen, was verloren war. Aber wie er einstmals die Apostel rief, ihm zu helfen, so sucht er auch heute Helfer. Und je mehr wir die Not unserer Zeit erkennen, um so mehr belastet uns die Verantwortung des Apostolates.

Jeder von uns hat seine kleine Welt, die ihm aufgetragen ist: den Kreis seiner Angehörigen und Verwandten, seiner Bekannten, Nachbarn und Arbeitskameraden. Gibt es nicht unter ihnen sicherlich den einen und anderen, der unserer Hilfe im Sinne des Rates und der Führung bedarf? Wir sollten uns nicht die ganze Menschheit auf die Schultern laden. Wir sollten uns einen oder zwei oder fünf Menschen übernehmen und uns für sie verantwortlich machen.

Wie wir das machen? Wir müssen zunächst für unsere Sorgenkinder dasein. Beruht nicht das Rettungswerk des Herrn darauf, daß er in unserer Mitte sein Zelt aufgeschlagen hat? Lesen wir nicht im Leben der Heiligen, des Pfarrers von Ars und Don Boscos, daß sie verwandelnde Kräfte ausströmten, indem sie einfach dawaren? Dagegen kann man einwenden: „Ich habe keine Strahlungskraft.“ Doch wie armselig wir auch sein mögen, wir sind Christen. Allein deswegen wohnt in uns „die Kraft des Herrn“ (2 Kor. 12, 9; vgl. 1 Joh. 2, 27), und sie ist „in uns wirksam“ (Eph. 3, 20). Wo ein Christ mit Menschen Kontakt hat, hat Christus Kontakt mit ihnen, und dieser Kontakt vermittelt rettende Kräfte. Wo ein Christ steht und nicht mitmarschiert, wenn alle marschieren, nicht tanzt, wenn alle nach einer Flöte tanzen, nicht unterschreibt, wenn alle unterschreiben, nicht mitmacht, wenn alle mitmachen, da ist ein Fels im wogenden Meer, da ist ein Stern in dunkler Nacht, der anderen Licht gibt.

Damit dieser Kontakt zustande komme, ist nur eines notwendig, daß wir wirklich bei den Menschen sind und

alles, mit Ausnahme ihres Unglaubens, mit ihnen teilen. Wir dürfen zu ihnen nicht von oben herab kommen. Wir dürfen sie nicht verlassen und erst recht nicht verstoßen. Was soll mit den Gottlosen werden, wenn die Christen das Land verlassen? Als eine Christin den Apostel Paulus fragte, ob sie ihren ungläubigen Mann verlassen solle, antwortete er „nein; denn der ungläubige Mann wird durch seine Frau geheiligt“ (vgl. 1 Kor. 7, 12).

Wir müssen dasein, um in der Liebe Christi zu lieben. „Meine Sendung ist die Liebe“, sagte die kleine heilige Theresia. Es gibt einen Ozean der Liebe: Gott. Aber dieser Ozean liegt uns verborgen im Schoß der Ewigkeit, so wie das Quellwasser im Schoß der Berge verborgen ist. Doch an einer Stelle bricht die Liebe Gottes auf und quillt in unsere Welt herein. Diese Quelle der göttlichen Liebe ist das Herz Jesu. Aus diesem Herzen fließen die Ströme einer wunderbaren Liebe in die Herzen derer, die aus dieser Quelle schöpfen. Je mehr ein Mensch daraus schöpft, um so voller wird sein Herz von göttlicher Liebe. Diese Liebe rettet die Welt.

Je mehr der Unglaube in unseren Tagen zunimmt, um so mehr erkaltet die Liebe. Mit der Gottlosigkeit wächst auch die Erbarmungslosigkeit. Was tut also heute mehr not als Liebe? Diese Liebe vollzieht sich in unscheinbaren Diensten, die sich von selbst nahelegen, wenn wir bei unseren Sorgenkindern mit dem Herzen weilen. Wenn ein Christ einen Nichtchristen wirklich liebt, im Namen Jesu liebt, dann wird der geliebte Mensch heil. Viele Ohren verschließen sich heute der Wahrheit. Aber kaum eines Menschen Herz verschließt sich ungeheuchelter Liebe. Und wenn du im Namen Jesu liebst, dann strömt durch dich die Liebe Jesu in das geöffnete Herz des anderen hinein. Wir dürfen nicht ausziehen, um den andern Menschen zu erobern, sondern wir müssen ihn heimlieben.

Es ist eine ernste Gewissensfrage, ob wir unsere Sorgenkinder heimlieben oder ob wir ihnen, vielleicht sogar im Namen der Religion, griesgrämig, barsch, ironisch oder zänkisch entgegentreten. Ohne Liebe wird die Welt zu einer großen Sahara. Die Liebe aber verwandelt sie in einen Gottesgarten.

Als getaufte Christen nehmen wir alle teil am Priestertum Jesu. Deshalb ist uns aufgetragen zu segnen. „Segnet einander!“ (1 Petr. 3, 9.) Wir ziehen den Segen Gottes auf die Welt herab durch unser Gebet. Sollten wir uns nicht zur Gewohnheit machen, in der Frühe des Morgens die zu segnen, die mit uns zur Arbeit fahren und mit uns am gleichen Platz arbeiten? Müßten wir nicht unsere Sorgenkinder täglich in unser fürbittendes Gebet aufnehmen? Und nicht nur sie! Wir wollen es mit Paulus halten: „Werden wir geschmäht, so segnen wir“ (1 Kor. 4, 12). Wir möchten oft die Faust ballen und Feuer und Schwefel vom Himmel rufen. Und doch sollen wir nicht fluchen, sondern segnen. Was würde aus der Welt ohne Gottes Segen werden!

Wir sollen segnen mit dem Kreuz. Was machen wir mit der Not des Alltags und den Kümernissen der Umwelt? Eines der größten Trauerspiele in der Welt ist vergeudeter Schmerz und nutzloses Leid. Und nutzlos ist jedes Leid, wenn wir es nicht zu Christus in Beziehung setzen. Nehmen wir es als Kreuz in unsere Hände, dann segnen wir damit die Welt, segnen die, die uns verfolgen, ergänzen, was an den Leiden Christi noch mangelt. Wer im Namen Christi segnet, hat Christi Macht und Kraft. Darum ist

der Christ ein Mensch mit unerhörter Vollmacht. Die Macht der Ohnmächtigen ist die Macht Christi.

Bei der Erfüllung unserer Sendung bedrohen uns eine Reihe von Versuchungen. Die erste Versuchung ist die zur Flucht, und die Geschichte des Propheten Jonas berichtet uns davon. Wir haben nicht das Recht, Ninive den Niniviten zu überlassen. Wie soll in Ninive das Evangelium verkündigt werden, wenn der Prophet die Flucht ergreift. So sind auch unsere Sorgenkinder verloren, wenn wir sie verlassen.

Die zweite Versuchung ist die der Müdigkeit. Der Prophet Elias drohte ihr zu erliegen. Er wollte nur noch Ruhe, nur noch schlafen. Vor so vielen verschlossenen Herzen hatte er gestanden, auf so viele unübersteigbare Mauern war er gestoßen, daß er genug hatte. Es war scheinbar alles umsonst gewesen. Aber aus der Kraft des Brotes, mit dem der Herr ihn stärkte, vermochte er aufzustehen.

Die dritte Versuchung heißt Kleingläubigkeit. Der Apostel Philippus war kleingläubig angesichts der paar Brote des Knaben und des Hungers der Tausenden von Menschen. Uns ergeht es ebenso, wenn wir unsere eigene kleine Zahl und unsere geringen Mittel vergleichen mit der riesengroßen Not unserer Zeit. Aber nicht wir brauchen sie zu stillen. Das tut der Herr, wenn wir nur mitarbeiten.

Eine vierte Versuchung droht uns aus unserer eigenen Sündhaftigkeit. Wir sollen andere retten und bedürfen selbst der Rettung. Und doch gilt auch hier, daß seine Seele rettet, der sie verliert und sich dahingibt.

Der Herr hilft uns, unsere Sendung zu erfüllen. Er steht uns bei mit seinem Wort. „Auf sein Wort hin“ müssen wir hinausfahren. Er gibt uns sein Brot. „In der Kraft seiner Speise“ müssen wir uns auf den Weg machen. Er erfüllt uns mit seinem Geist und verwandelt unsern festgefahrenen Karren in einen feurigen Eliaswagen.

Der Herr sagt zu uns: Kommt! Das ist unsere Berufung. Er sagt: Geht! Das ist unsere Sendung. Er sagt: Bleibt! Das ist unsere Hoffnung. Und unsere Antwort: „Herr, hier bin ich! Sende mich!“

Bestätigen — Konstruktiv sein — Aufarbeiten

Der Kölner Domprediger, *Urban Plotzke* OP, vermittelte den Zuhörern zunächst von der Bergpredigt her eine Vorstellung davon, wie Christus unsere apostolische Aufgabe versteht. Der Herr kennt kein Vollkommenheitsideal von einer ausschließlich persongebundenen Prägung, keine Nachfolge in der Isolierung. Er sieht den Einzelnen immer in der Zuordnung zum Ganzen, den einzelnen Jünger in seinem Zusammenhang mit dem Reich Gottes. Der Einzelne soll zwar nicht in der Gemeinschaft völlig aufgehen. Er soll in personaler Beziehung zu Christus leben und aus ihr dann in die Gemeinschaft hineinwirken.

Das Bild vom „Salz der Erde“ deutet auf unsern Auftrag hin. Vor seinem geschichtlichen Hintergrund betrachtet, ist es revolutionär. Denn es verheißt die Mächtigkeit des einzelnen in der Welt des Römischen Imperiums, darin doch jeder nur von Gnaden Cäsars lebte. Der Christ braucht also in einer noch so fortschrittsseligen Welt keine Minderwertigkeit zu fühlen. Er soll nicht „schal“ werden. Mehr als je bedarf die Menschheit heute der bewahrenden Kräfte des Geistes Jesu Christi, die der Christ ihr zu vermitteln, und der Botschaft, die er ihr auszurichten hat. Wenn das Salz schal wird, wirft man es weg. Wir können die Welt nicht gewinnen mit falschen Zugeständnissen

und mit Methoden, die niemandem wehe tun. Die Kinder der Welt haben ein feines Gespür dafür, ob unser Christentum echt ist. Ist es schal, dann wirft man es kurzerhand weg.

Wer ein Christ ist, soll für die Welt ein Licht sein. Es gehört zur Natur des Lichtes, daß es sich mitteilt und ausstrahlt. Ausstrahlen, das ist also nicht etwas zum Christsein erst Hinzukommendes oder etwas, das man aus Liebhaberei oder Ehrgeiz betreibt, sondern es gehört zum Wesen des Christen, daß er Zeugnis gibt von dem wahren Licht, das in diese Welt gekommen ist. Wir sind wie die Leuchter, auf die das wahre Licht von Gott gestellt wird, damit es die Welt erleuchte.

„Euer Licht leuchte vor den Menschen, damit sie euren Vater im Himmel preisen.“ Der Christ darf, wenn wir es recht verstehen, nicht „Vorbild“ sein wollen. Das Motiv seines Handelns ist die Liebe zu Gott und die Ehre Gottes. Aus diesem Motiv soll sein Handeln als etwas Selbstverständliches hervorgehen. Es soll von selber leuchten, und die anderen sollen in ihm Christus wiedererkennen. Solches Handeln wirkt dann auf den Handelnden zurück; es heiligt ihn.

Ein echtes Selbst- und Sendungsbewußtsein ist für die Christenheit von heute entscheidend wichtig. Denn die Um- und Mitwelt beurteilt die Botschaft Christi und die Kirche als deren Verwirklichung nicht nach dem, was wir verkündigen und predigen, sondern nach den Früchten, die wir in unserm Leben bringen.

Das Wort des Herrn von der Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleiben kann, bedeutet, daß die Kirche als neues Jerusalem in ihren Gläubigen sichtbar wird. Ein echtes Kirchenbewußtsein ist ein wesentliches Element fruchtbaren Apostolatsgeistes. Mit unserm Apostolat wollen wir der Kirche dienen. Dabei geht es nicht um den Aufbau von Machtpositionen, sondern darum, daß die Kirche ihre Mission so erfülle, wie die jeweilige Zeit und Situation es fordert.

Welches sind demnach die Dienste und Aufgaben, die wir heute zu übernehmen und zu bewältigen haben? Es gibt drei Aktivformen des Apostolates: Bestätigen — Konstruktiv sein — Aufarbeiten. Wir haben den Gott der Liebe und seine Güte zu bestätigen. Das setzt ein hohes Maß von Selbstverwirklichung voraus und dazu ein demütiges Wissen, daß alle Gaben, die ich besitze, Gottes Geschenk und zugleich Aufgaben im Dienst meiner Mitmenschen sind. Wir bestätigen Gott nicht dadurch, daß wir viel von ihm reden, sondern dadurch, daß wir die Menschlichkeit seines Sohnes weitergeben. Unsere Menschlichkeit soll sich bewähren in allen Formen der Begegnung mit anderen. Der heutige Mensch leidet ja besonders darunter, daß er sich nur als Nummer bewertet sieht.

Konstruktiv sein! Hier geht es um das Apostolat der aufbauenden, wachsam und verantwortlich mitarbeitenden Liebe, um die Initiative des Glaubensgeistes, den erfindersinnigen Sinn der Hilfsbereitschaft, die schöpferische Kulturkraft. Welche Möglichkeiten dazu bieten sich schon im Raum der Familie! Die Eheleute sollen ja miteinander, und die Kinder sollen am Bilde ihrer Eltern wachsen. Doch es wäre zu wenig, wenn wir uns ganz auf die Familie beschränkten. Unter uns leben sehr viele Menschen, die einsam sind und den Anschluß an andere suchen, die ihnen Halt geben können. Können wir nicht dem einen oder andern von ihnen unsere Hände entgegenstrecken? Auch im Berufsleben müssen wir danach trachten, Sach-

lichkeit mit Menschenfreundlichkeit zu verbinden, ja ohne diese Verbindung ist in manchen Berufen die eigentliche Aufgabe gar nicht erfüllbar. Im kirchlichen Bereich sind wir dafür verantwortlich, daß das Reich Gottes zu allen komme. Denken wir beispielsweise an die vielen Studenten aus Übersee, denen wir Gelegenheit bieten müßten, gelebtes Christentum kennenzulernen und seine Sorge um den Menschen an sich zu erfahren.

Aufarbeiten! Wer als Christ denkt und empfindet, spürt die Verpflichtung der Liebe, von der eigenen Herzenswärme in kalte Räume abzugeben und die Schuld der Welt und der Christen aufzuarbeiten. Das Leid des Mitmenschen muß zu meinem eigenen werden und darum mein Mitleid herausfordern. Schon die Kinder sollten dazu erzogen werden. Junge Menschen sollen die Fehler und Schwächen ihrer Eltern geduldig ertragen, die Eltern besonders um ihre schwächsten Kinder liebevoll besorgt sein. Auch in der Liebe der Geschlechter geht es darum, die Schwächen des andern geduldig zu ertragen, behutsam zu bessern und ihn durch den eigenen Einfluß allmählich zu stärken. Nur so bewahrt man sich vor wirklichkeitsfremden Ansprüchen und Illusionen. Eltern dürfen auch ihre mißratenen Kinder nicht fallenlassen. Und keine Ausflucht kann das Elterngewissen vor seiner Verantwortung für die Erziehung bewahren. Im Raum des öffentlichen Lebens dürfen wir von unserer Überzeugung nicht weichen. Wir werden mit solcher Klarheit auch wohl gegenüber dem weltanschaulichen Gegner am weitesten kommen. Aber, soweit es an uns liegt, werden wir immer über allen Gegensätzen das Verbindende suchen und in jedem Fall selbst in unserm Feind den Menschen anerkennen und ihn mit der Liebe Christi zu lieben suchen. Mit der Not unserer Zeit, die zu einem sehr großen Teil durch Schuld verursacht ist, wird letztlich nur ein Mensch fertig, der seine und seiner Brüder Schuld zu übernehmen und unter dem Kreuz Christi zu tragen bereit ist. An der Tatsache des Kreuzes kommt man mit Raffinement nicht vorbei. Wer es bejaht, dem wird es zum Heil.

Unsere Sendung:

Forderung — Erwählung — Verheißung Christi

Ildelfons Bergmann OSB, Mönch der Erzabtei Beuron, legte in seinem Vortrag Zeugnis ab für die Gabe des Rates, die wir von unseren kontemplativen Orden dankbar entgegennehmen dürfen. Gemäß der Weisung Benedikts: „Per ducatum Evangelii“ wußte er die Sendungsaufgabe der Weltleute in eine spürbar innige Beziehung zu der Mission des Menschensohnes zu setzen.

Christus fordert. „Wo ich bin, da soll auch mein Diener sein“ (Joh. 12, 26). Durch seine Menschwerdung „in den Tagen des Kaisers Augustus“ begab Christus sich in den Raum der Geschichte. Er nahm die Folge von Katastrophen, die wir Geschichte nennen, auf sich, und zwar, um uns zu retten. Damit weist er uns fürs erste in die Geschichte ein. Ihr sollt euch in der Geschichte bemerkbar machen: sühnend, betend, arbeitend, opfernd!

Der Schritt in die Öffentlichkeit führte den Herrn, nach der Taufe im Jordan, zum Zusammenstoß mit dem „Fürsten und Gott dieser Welt“. So wurden die dämonischen Unter- und Hintergründe der Welt offenbar, aber auch, daß der Herr der Stärkere ist. In dieser Kraftprobe erteilt Christus uns die Sendung zur Beschwörung und Bannung der Dämonen. Wir werden ihrer Herr durch

„Gebet und Fasten“ (Mark. 9, 29). Fasten ist der Inbegriff der Zucht. Gebet ist das Schwert des Geistes.

In seiner Passion wurde der Herr „gekreuzigt unter Pontius Pilatus“. Die Sendung des Herrn trifft an ihrem Höhepunkt auf die Ebene des Staates. So weist der Herr uns für die Mithilfe an seinem Erlösungswerk in die Sorge um die staatlichen Ordnungen ein. Wir haben dem Staat zuerst unser Gebet zu geben, ob er uns gefällt oder nicht. Die Urkirche betete auch während der Verfolgung für die Cäsaren. Wir schenken dem Staat ferner das Zeugnis unseres christlichen Lebens. Es ist eine schützende Kraft für den Staat. Der absolute Staat hat allerdings zu allen Zeiten gewittert, daß das Christentum Anwalt der personalen Würde des Menschen ist. Das ist der tiefste Grund der Konflikte. Wir sind aber deswegen der Sorge nicht enthoben.

Die Sendung Christi mündet durch Tod und Auferstehung ein in die „neue Schöpfung“. Durch unsere Taufe wurden wir in sie einbezogen. Der Christ wird als „österlicher Mensch“ zum Brückenkopf der neuen Welt Gottes in der verfallenen Welt der Sünde. Wir müssen demnach durch die heiligmachende Gnade in Christus beheimatet, aber in dieser unserer Welt wirksam sein.

Die Vollendung der Sendung Christi ist die Sendung des Heiligen Geistes. Die Kirche hebt an. In ihr lebt Christus fort. So muß ich mich als einen Vorposten der Kirche betrachten, der ihre Sendung in einem, in meinem ganz bestimmten Teil der Welt zu verwirklichen hat. Umgekehrt wird auch mein kleiner Wirkungsbereich von der ganzen Kirche getragen. Dieses Wissen ist besonders für die Christen auf verlorenen Posten in der äußeren oder inneren Diaspora verheißungsvoll. — In diesem Zusammenhang eine Mahnung: Laßt euere Bischöfe nicht im Stich!

Christus erwählt. Wir dürfen das auch so verstehen, daß er uns zu einer ganz persönlichen Mission auf dem weiten Feld der Geschichte erwählt hat. Aber zunächst bezeugt doch dieses Wort, daß Er gerufen hat, „die er selbst wollte“. Als er seine Apostel auswählte, geschah es unmittelbar, „daß sie bei ihm wären“. Das ist etwas ganz Wichtiges. Nur die können ausgesandt werden, die Christus zuvor tief und bleibend in seine Gemeinschaft aufgenommen hat. Nur der Gerettete kann retten. Nur der Ergriffene kann ergreifen. Unsere Sorge der Mensch — dieses Leitwort des Katholikentages muß zuerst auf jeden von uns angewendet werden. Das ist möglich, weil wir die Verheißung haben: „Ich bin bei euch“. „Da bin ich — ich bin bei Dir, Herr! — Nun, sende mich!“

Wohin mag nun Christus uns, die wir bei ihm sind, senden wollen? In welche Situation? Im Römerbrief wird erzählt, daß Gott den Menschen, der sich von ihm wendete, sich selbst überließ. Augustinus sagt: „Sich selbst zur Strafe wird jeder ungeordnete Geist.“ Wir werden demnach an den mit sich selbst verhaderten Menschen gesendet. Wir müssen ihn mit dem „Licht der Welt“ in seiner Ratlosigkeit erleuchten und dabei aufdecken, wo die Ursache menschlicher Not liegt. Wir müssen ihm Vergebung verkünden. Wir müssen die dunklen Noträume der Gesellschaft durch unsere Liebe erleuchten. — Wir sollen auch das „Salz der Erde“ sein. Wort, Tat, Beispiel — alles verschlägt nicht ohne die Dosis des Salzes der Menschlichkeit. Ein Wort von Mark Twain: „Lieber Gott mach doch die bösen Menschen gut und die guten Menschen etwas netter!“

Wir sind aber auch persönlich erwählt zu einem universalen Dienst an Welt und Geschichte. Das klingt sehr hoch. Aber heute zum ersten Mal seit Anbeginn der Geschichte ist die Menschheit zur Gesamtmenschheit geworden, ist die Weltgeschichte universal geworden. Wir müssen uns deshalb heute um die entferntesten Menschen, Völker und Ereignisse kümmern. Die Fernsten sind uns zu Nächsten geworden. Mindestens sind sie alle unserm täglichen Gebet aufgegeben. Aber nicht nur das . . .

Christus verheißt. Die Verheißung ist das Kreuz. Das heißt, die Rettung der Welt geschieht am verlorensten Punkt, der in der Welt aufzutreiben war, am Orte der Hinrichtung von Sklaven, wo der Retter selbst rettungslos verloren war. Indem Christus sich zur furchtbarsten Bewegungslosigkeit verurteilt, nämlich an das Kreuz heften ließ, brachte er die Welt in Bewegung. Er riß sie aus der Herrschaft Satans los und in die Vergebung Gottes hinein. So wurde es „vollbracht“!

Wir werden eingehaftet in das Kreuz: mit unserer persönlichen geistlichen Armseligkeit, mit unseren Glaubensschwierigkeiten gegenüber einer triumphierenden Welt, mit den Nöten unserer Existenz und mit unserer eigenen Bewegungslosigkeit, da wir uns ausgeliefert sehen an die Mächte der Geschichte. Aber die Länge und Breite unseres Kreuzes läßt uns doch den innern Raum für unsere Hingabe an Gott, für die Kreuzesgemeinschaft mit dem Herrn, für die Möglichkeit, was an uns liegt für die Rettung der Menschheit zu vollbringen.

Der Segen des Kreuzes wird uns in der Eucharistie gegenwärtig. Durch sie werden wir von der Sendung Christi im Innersten erfaßt. Hier werden wir in den Mittelpunkt und auf den Höhepunkt christlichen Lebens gestellt. Denn hier treten wir Hand in Hand mit Christus ein für das Äußerste, um das es geht, *pro nostra totiusque mundi salute*.

Und schließlich kündigt die Verheißung Christi, daß er wiederkommt. Der Herr sagt nichts davon, daß unser Bemühen zu einer fortschreitenden Verchristlichung der Welt führen werde. Eher das Gegenteil: die Kirche wird zeit der Geschichte unter dem Zeichen des Kreuzes gehen. Außerdem bietet uns der Herr in der Geheimen Offenbarung eine mitleidslose Vorschau auf die kommenden Dinge. In Macht und Herrlichkeit wird die Geschichte der Welt und der Kirche und so auch unsere Sendung erst erfüllt werden, wenn das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheint und der Herr in seiner zweiten Sendung als Weltenrichter wiederkommt.

Künder der Wahrheit — Hüter der Ordnung — Bringer der Gnade

Domkapitular Msgr. Anton *Maier*, München, bot in seinem Vortrag einen guten praktischen Überblick über die verschiedenen Bereiche und die in ihnen erwachsenden Aufgaben christlichen Apostolates.

Als Kinder Gottes, die an seinem Wesen teilhaben, sind wir der Wahrheit verpflichtet, weil Gott die Wahrheit ist. Wir sind der Gerechtigkeit verhaftet, weil Gott gerecht ist. Wir sind zum Streben nach Vollkommenheit gehalten, weil wir „vollkommen sein sollen wie unser Vater im Himmel“. Wir dürfen das Glück unserer Verbundenheit mit Gott nicht für uns allein behalten, wie auch Gott seinen Reichtum nicht für sich behielt. Darum lassen wir uns aussenden in unser Alltagsleben als Künder

der göttlichen Wahrheit, als Hüter seiner Ordnung und als Boten seiner hilfreichen Güte.

Es ist nicht schwer, in der Gemeinschaft Gleichgesinnter die Glaubenswahrheit zu bekennen. Aber es kommt darauf an, daß wir es dann tun, wenn wir in einer Welt leben, die so aussieht, als ob Gott tot wäre, in einer Welt, die scheinbar nach ihren eigenen Gesetzen abläuft. Wenn Tod, Krankheit oder Mißerfolge in unser Leben einbrechen, dann den Gekreuzigten zu bekennen, das heißt unsere Sendung erfüllen. Wenn uns unser Recht versagt wird, wenn die Schlauberger und Gerissenen ihre Vorteile einheimsen, dann den ewigen Richter zu bekennen, das heißt für die Wahrheit Zeugnis geben.

Wir schulden unser Bekenntnis dem in der Kirche fortlebenden Christus. Es würde nicht viel bedeuten, wenn wir uns zur Kirche bekännen, insoweit die Kirche unsere Persönlichkeitsrechte verteidigt. Unsere Sendung als Bekenner erfüllen wir in höherem Sinne, wenn wir uns zu den Pflichten bekennen, die jenen Rechten entsprechen. Dem Recht auf Eigentum entspricht die Pflicht zur Hilfeleistung. Darum verlangt etwa der Lastenausgleich die innere Zustimmung des Christen. Wenn uns gesagt wird, daß zwei Drittel der Menschheit hungern und im Elend leben, dann können wir als Christen an der Not dieser entwicklungsfähigen Länder nicht vorübergehen. Dem Recht, die Erziehung unserer Kinder zu bestimmen, entspricht die Pflicht, uns um sie zu kümmern. Wir können die Verantwortung nicht beliebig delegieren. Wohl müssen wir darauf bedacht sein, daß sie im Leben durchkommen. Wir müssen aber an erster Stelle dafür sorgen, daß sie den Weg zu Gott hin gehen. Prüfen wir uns, ob uns die Glaubensstunde der Kinder wichtiger ist als ihre Klavierstunde, prüfen wir uns auch hinsichtlich der harten Frage, ob wir das ewige Heil der Kinder gefährden wollen, um ihnen dafür eine höhere Schulbildung und akademische Laufbahn zu ermöglichen. Dem Recht des Arbeiters auf anständige Bezahlung steht die Pflicht zu gewissenhafter Leistung gegenüber. So sehr wir für die soziale Gerechtigkeit eintreten, müssen wir doch den Mut haben, zu sagen, daß das ewige Mißtrauen gegeneinander, die ewige Unzufriedenheit, der unablässige Neid, die Sucht, es dem andern gleichzutun, vom Übel sind. Wir wollen uns des Errungenen freuen. Aber was die „gute alte Zeit“ ausmachte, waren es nicht die christlichen Tugenden der Bescheidenheit und Zufriedenheit?

Dem heutigen Chaos der Vermassung setzen wir die Obhut der göttlichen Ordnung entgegen! Worin besteht die Vermassung? In den genormten Wohnungen, Kleidern, Möbeln, Vergnügungen, in dem Verbands- und Organisationswesen? Sie sind Anlaß zur, aber kaum Ursache der Vermassung. Normen und Einheitsmaße in Wirtschaft und Technik haben ihre Vorteile. Dagegen ist uns leider im geistig-seelischen Bereich das Einheitsmaß für das sittliche Handeln verlorengegangen. Was charaktervoll oder schäbig, was natürlich oder naturgetarnter Schmutz ist, was gut oder böse ist, darüber haben wir heute keine einheitliche Auffassung, und dafür haben wir keine anerkannten Maßstäbe mehr. Was der eine Betrug nennt, das bezeichnet der andere als Geschäftstüchtigkeit. Was der eine tierisch nennt, das ist für den andern „seine Natur“. Wir bekennen uns dagegen zu einer zeitlosen Rangordnung der Werte. Die ewigen Werte gehen den zeitlichen vor. Und innerhalb der zeitlichen Ordnung haben die geistigen Güter der Freiheit, Gerechtigkeit, Sauberkeit,

Religion den Vorrang vor den materiellen Werten des Lebens, der Gesundheit oder des Reichtums. Wir ersehnen aus ganzem Herzen den Frieden. Kann aber ein Christ sagen, er wolle den Frieden um jeden Preis? Der Krieg kann uns das Leben nehmen. Aber ist das Leben der Güter höchstes?

Die Ordnung Gottes ist in zwei ehernen Tafeln gemeißelt. Auf der ersten sind die Rechte Gottes verzeichnet, auf der zweiten die des Menschen. Menschenrecht kann nicht gefunden, nicht erkämpft und nicht verteidigt werden, wenn die Gottesrechte achtlos beiseite geworfen werden. Das Bild des menschengewordenen Gottes ist das Vorbild unseres Menschenbildes. Wer die Gebote Gottes kennt, der braucht nicht zu jeder Entscheidung eine Anweisung einer Zentrale; er kann die Dinge selbst beurteilen. Er ist gewappnet gegen einseitige Auslegungen: Wenn man z. B. heute oft sagen hört, das Christentum bestehe in der Nächstenliebe, dann weiß der Christ, daß höher noch die Liebe zu Gott steht und daß sie die Quelle ist, aus der mit anderen christlichen Haltungen auch die Nächstenliebe entspringt. Oder wenn man hört, daß die gleitende Arbeitswoche höhere Produktivität und damit bessere Lebensbedingungen ermögliche, dann weiß der Christ, daß hier ein Stück der gottgegebenen Ordnung für einen Augenblicksvorteil preisgegeben werden soll. Wenn man heute die Parole hört: jedem das gleiche!, dann erinnern wir uns an Gottes Gebot, jedem das Seine zu geben.

Bei allem Mühen um Wahrheit und Gerechtigkeit können wir jedoch nicht übersehen, daß die Spannungen und Unordnungen des menschlichen Herzens und infolgedessen auch der menschlichen Gesellschaft nur mit Hilfe der Gnade Gottes ausgehalten und geordnet werden können. Der tiefste Inhalt unserer Sendung als Christen ist Gottes Gnade. Wir können sie aber nur dann weitergeben, wenn wir sie zuvor besitzen. Wir schöpfen sie aus dem Gebet, aus den Sakramenten der Buße und des Altares, aus der stillen Besinnung in Einkehrtagen und Exerzitien. Es genügt, die Erinnerung an die Erlebnisse unserer Generation zu beschwören, um einzusehen, daß weder menschliche Organisation und Perfektion noch Systeme und Ideologien hinreichen, um die Probleme der Welt zu meistern. Was muß denn noch geschehen, damit wir begreifen, wohin die Welt ohne Gottes Gnade gelangt? Wir stehen zu unserer Welt und zu unserer Zeit. Aber wir sind gesendet, um sie nach dem Willen Gottes zu gestalten.

Sendungsbereitschaft — Ausdruck der Dankbarkeit gegen Gott

Suso Braun OMCap, Innsbruck, wollte in seinen Zuhörern die Bereitschaft wecken, sich Christus zur Verfügung zu stellen, indem er die ganze Größe unserer Dankesschuld gegen Gott zu Herzen brachte.

Ich danke Dir, daß Du an mich gedacht hast, ehe ich da war! Wir sind nicht ins Dasein geworfen, vor eine Maschine, an einen Schreibtisch, auf einen armseligen Weg. Es liegt ein Glanz über dem elendesten Dasein. Dieser Glaube ist kühn. Er wäre verwegen, wüßten wir es nicht aus Gottes eigenem Mund. Christus steht als Zeuge für ihn ein. Der Kern unseres Glaubens ist die Überzeugung, daß der Herr jedem von uns hier und heute gegenwärtig ist. So wird es zur wesentlichsten Frage unseres Lebens, ob wir in der Gnade und Liebe Gottes stehen und seinen Absichten entsprechen, ob Christus auch in uns lebendig ist.

Ich danke Dir, daß Du mich erhältst. Es gibt Lebens-

stunden, da die Versuchung zum Deismus uns beschleicht. Aber in unseren Herzen wird das Wort „Vorsehung“ groß geschrieben. Es gehört zum Wesen dieses Wortes, daß wir es nicht zu durchschauen vermögen. Es ist Gegenstand des Glaubens und Vertrauens. Mit der Bitte, daß Gottes Reich kommen möge, haben wir einen Advent durchzuhalten. Wir meinen damit nicht die Illusion eines irdischen Paradieses, einer vollkommenen Welt. Wir geben uns nicht einmal der trügerischen Hoffnung hin, daß wir die Welt insgesamt in einiger Zeit verändern könnten. Es gibt eigentlich nur ein einziges, das wir verändern können: unser Herz. Aber wenn uns das gelingt, dann werden wir neue Menschen von unbändiger Kraft und Zuversicht.

Ein neues Herz! An die Stelle eines nur weltanschaulichen Christentums soll das sakramentale Christentum gesetzt werden; denn das andere ist nicht mehr als ein Gespött für die Dämonen. Wirklich ein Christ ist nur derjenige, der aus dem Glauben an seinen Erlöser lebt, der in der Frühe des Morgens mit seiner Familie vor dem Kreuz des Erlösers niederkniet, der noch anbetet, der am Sonntag das Opfer Christi nicht nur als Zaungast mitvollzieht, der noch demütig in den Beichtstuhl kniet, der aber auch mit hochgemutem Herzen vom Tisch des Herrn aufsteht. Der Anruf zu dieser Bekehrung des Herzens ist der wichtigste Anruf Gottes an diesen Katholikentag. Die Seelsorge an der eigenen Seele ist das erste, wozu Gott mich aussendet.

Und doch sendet er mich gerade damit an die Brüder. Denn wo immer einer wirklich als Christ lebt, da wirkt er durch seine pure Existenz, sei es als ansteckendes Beispiel, sei es als mahnendes Gewissen. Und die Welt wartet, mag sie es eingestehen oder nicht, mit ihrer heimlichsten Sehnsucht auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Sie wartet nicht auf unsere gescheiterten Gedanken, nicht auf unsere Argumente, nicht auf gelehrte Bücher, sondern darauf, daß wir uns in einem ungebrochenen und unverdünnten Christentum als Kinder Gottes offenbaren.

Dennoch ist uns auch die bewußte Sorge um unsere Mitmenschen aufgetragen. Es ist sinnlos zu sagen: „Der Papst sollte . . ., die Bischöfe oder Pfarrer sollten . . .“ Ich soll! Wenn wir doch dieses schreckliche Wort „Laien“ vermeiden. Es gibt keine Laien in der Kirche, es gibt nur zu Kindern Gottes getaufte, zu Aposteln gefirmte, zu priesterlichen Menschen gesalbte Jünger des Herrn.

Der engste Raum, für den der Jünger des Herrn verantwortlich ist, umschließt die Familie. Doch der Sendungsauftrag geht über ihn hinaus in die Gemeinde und an die Arbeitsstätte. Die Leidenschaft des Herzens wird Wege finden, dem Bruder zu helfen! Tag und Nacht wird ihm die Frage kommen: Was kann ich tun für die Menschen? Was kann ich tun für die Sache Gottes?

Ich danke Dir, daß Du mich nicht verstoßen hast, weil ich in Sünden gefallen bin! Wir sollten eine *communio sanctorum* sein. Aber wir sind eine *communio peccatorum*. Wir sollten Gottes heiliges Volk sein, aber auch in den Kellern des begnadeten Menschen bellen die Hunde. Wenn wir vor den Altar Gottes treten, beginnt unser Gebet mit dem Confiteor. Aber Gott gibt uns nicht preis, sondern er gibt uns die Hand, und die ausgestreckte Hand hat die Gestalt der Kirche angenommen. Sind wir auch eine Kirche von Sündern, so doch von erlösten Sündern. Die Kirche ist das Angebot der Barmherzigkeit Gottes. Aber diese Barmherzigkeit Gottes, diese seine entschei-

dende Tat an der Welt und für sie will weitergegeben werden. Wir müssen Barmherzigkeit üben, damit wir Barmherzigkeit erlangen. Gerade in unseren Tagen, in den Tagen der Apparate und Organisationen, schreit der Mensch nach Liebe und Barmherzigkeit.

Wir schulden die Barmherzigkeit zunächst unseren Brüdern im Glauben. Muß nicht unsere Pfarrgemeinde eine verschworene Gemeinschaft von Liebenden sein? Wenn wir einander begegnen, da soll dann ein freundlicher Gruß und ein Leuchten der Augen dem andern sagen: mein Bruder, du bist nicht allein. Es soll keiner in unserer Mitte müde und schwach werden angesichts der Abgründe und Versuchungen, ohne daß ihm ein Bruder zur Seite steht, der ihm Mut macht.

Aber unsere Barmherzigkeit darf an den Grenzen der eigenen Gemeinschaft nicht enden. Hier in Berlin lebt das Vermächtnis von Carl Sonnenschein. Die Hilfe in den physischen Nöten der Menschheit ist ebenso heilig wie der Kirchenbau. Kardinal Faulhaber sagte nach dem Ersten Krieg einmal: Wohnbau ist Dombau.

Barmherzigkeit! — Das ist die Kirche. Sie ist die große Barmherzigkeit Gottes für die Menschen. Und wir werden ausgesendet, um diese Wahrheit wahrzumachen für die ganze Menschheit.

Sorge um das Heil der Menschen: Sendung — Aufgaben — Bedingungen

Dietmar Westemeyer OFM, Dortmund, bemühte sich darum, die christliche Sorge um die Menschen in ihrem eigentlichen Anliegen, nämlich als Sorge um das ewige Heil, in den Werken geistlicher Barmherzigkeit hervortreten zu lassen.

Die meisten Menschen, so sagte er, lassen es sich gern gefallen, daß man sich um sie kümmert, wenn sie in materiellen Nöten sind. Durchaus nicht jeder nimmt Hilfe an, wenn es um das geistige Wohl oder gar das ewige Heil geht. Und auch in dem, der helfen will, regen sich gegen diese Art zu helfen besondere Widerstände.

Wir müssen uns deshalb vergegenwärtigen, daß das Ziel aller Bemühungen Gottes um den Menschen dessen ewiges Heil ist. Im ersten Schritt auf diesem mühevollen Wege gab er seinen Sohn an die Menschen dahin, „damit jeder, der an ihn glaubt, das ewige Leben habe“ (Joh. 3, 16). Im zweiten Schritt verewigte er die Sendung seines Sohnes durch die Stiftung der Kirche. Im dritten Schritt weitet Gott die Sendung Christi und der Kirche aus durch die Entsendung der Glieder der Kirche. Selbst von Gottes Rettungswillen erfaßt, sollen wir sein Rettungswerk mit allen Kräften und in allen Richtungen fördern.

So wird deutlich, daß die Kirche im tiefsten die verleblichte Liebesgemeinschaft der um und in Gott Verbundenen ist. Die Kirche ist nicht nur dort gegenwärtig, wo sie organisatorisch existiert, wo die Sakramente gespendet werden, sondern auch dort, wo zwei oder drei sich im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zu Christus zum Gebet vereinigen, ja sogar dort, wo nur ein einziger für Christus Zeugnis ablegt. Es muß uns sehr daran liegen, daß alle Gläubigen sich auf Grund ihrer Gliedschaft in der Kirche als gesendet betrachten, im Namen Jesu diese Sendung wahrnehmen und sie auszuüben wagen. So werden wir leichter fertig mit den zeitgebundenen Gefahren des Müdewerdens und Bangemachens, mit Verlassenheit und Einsamkeit, mit der Spaltung unserer Person in zwei Gewissen. „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“ (Luk. 12, 32).

Die konkreten Aufgaben, die uns mit der Sendung Christi überantwortet werden, sind nicht ausschließlich religiösen Inhaltes oder Gegenstandes. Die Rettung des Menschen zum ewigen Heil hängt heute auch davon ab, daß Wahrheit Wahrheit bleibt, daß das Recht nicht durch die Gewalt gebeugt wird, daß Gewissen und Charakter sich an der Sittlichkeit orientieren, daß die Freiheit geschätzt und daß Innerlichkeit, Menschlichkeit und Persönlichkeit als Werte ersten Ranges anerkannt, gepflegt und verteidigt werden. Ja die Heilssorge darf sich nicht einmal auf den Menschen als einzelnen beschränken, sie muß sich um die Gestaltung der Umwelt kümmern. Doch soll hier von den spezifisch religiösen Aufgaben gesprochen werden.

In dieser Hinsicht geht es zuerst darum, die göttlichen Kräfte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu stärken. Für den Priester lautet die Aufgabe, die göttliche Botschaft so zu verkündigen, daß diese Kräfte an seiner Verkündigung erstarken. Die Gemeinde wird in dieser geistlichen Grundhaltung für gewöhnlich das Gesicht haben, das ihr Seelsorger ihr aufprägt. Aber auch die Laien haben hier manche Möglichkeit zur Einflußnahme auf andere. Die stärksten Chancen liegen im Bereich der Familie. Immer noch haben die Eltern den tiefsten von allen Einflüssen, denen ihre Kinder unterliegen. Vielleicht ist aber die Sorge um die Jugendlichen heute noch ernster zu nehmen. Doch wir dürfen unsere Verantwortung nicht auf die Familie beschränken. Sie ist uns auch gegenüber der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz, im Verkehr, in jeder Begegnung mit anderen auferlegt.

Wichtiger als das, was wir reden, ist freilich, wie wir handeln. Es läßt aufhorchen, wenn einer einen frohen Glauben zeigt, wenn er, ohne zu zögern, seine Entscheidungen nach dem Glauben trifft. Andere aus Überzeugung und nicht bloß aus Gewohnheit handeln zu sehen, das imponiert meist stark und nachhaltig, macht Gleichgesinnte mutig und Andersdenkende nachdenklich. So wirkt sich zum Beispiel die Selbstverständlichkeit des Betens aus, der Umgang mit der Heiligen Schrift, das Verhalten zum Gotteshaus. Bei vielen Übungen hängt es einfach davon ab, ob sie vorgemacht werden, ob einer den Mut hat anzufangen. Vieles unterbleibt nur deshalb, weil man niemals angeleitet wurde. Hier ist auch an die Möglichkeit der Weitergabe oder Empfehlung guten religiösen Schrifttums zu erinnern.

Ein zweites Aufgabengebiet liegt in unserer Mitwirkung am Aufbau einer lebendigen Pfarrgemeinde. Die Pfarrgemeinde ist weder ein notwendiges Übel noch ein Luxus, sie hat ihren Eigenwert, da das Christenleben sich erst in der Gemeinschaft vollendet. Gewiß fällt auch hier dem Seelsorger die Hauptlast zu, zumal was die Lebendigkeit der Gemeinde innerhalb des Gotteshauses betrifft. Und doch ist der Anteil der Gläubigen auch daran nicht ersetzbar. Bei der Gestaltung der Meßfeier springt das in die Augen. Hier können einige wenige regsame Gemeindeglieder eine ganze Pfarrgemeinde umgestalten und einige wenige für eine ganze Gemeinde zum Hemmschuh werden. Selbst bei der Verkündigung sind die Laien nicht ohne Einfluß. Sie werden sich vielleicht gar nicht bewußt, wie sie durch Bemerkungen, Fragen und ihr Verhalten auf Form und Inhalt der Predigten Einfluß haben oder haben können.

Der Aufbau der Gemeinden vollzieht sich natürlich auch außerhalb des Gotteshauses. Der wichtigste Beitrag, den

der Seelsorger dazu leisten kann, besteht heute, wenigstens in städtischen Gemeinden, im seelsorglichen Hausbesuch, der allen anderen Arbeiten zum Trotz systematisch und beharrlich durchgeführt werden müßte. Denn wie häufig ist solch ein Hausbesuch überhaupt erst die Voraussetzung dafür, daß Gläubige den Bemühungen der Pfarrseelsorger Beachtung schenken. Aber es ist für den Priester fast unmöglich, innerhalb seiner Gemeinde die notwendigen Kontakte herzustellen, wenn er nicht Gläubige findet, die ihm dabei helfen. Ohne einen Kreis von Aktiven ist er ein Rufender in einer Wüste. Das Kreuz aller Pfarrseelsorge ist ja heute der Mangel an Kontakt, geschweige denn an Verbundenheit zwischen den Pfarrangehörigen. Auch sehr religiöse Christen leben heute ohne persönlichen Kontakt nebeneinander, selbst im gleichen Hause. Eine lebendige Pfarrgemeinde kann aber nicht entstehen, wenn ihre Mitglieder kein persönliches Interesse aneinander nehmen, keine Sorge und Aufmerksamkeit füreinander übrig haben. Wenn sie sich voneinander isolieren, werden viele sich auch von der Kirche isolieren. Das Wohnviertel- oder Kontaktpostolat verdient mehr Sorgfalt, als ihm weithin zugewendet wird. Immer noch ist aber das caritative Apostolat im engeren Sinne dieses Wortes ein Gradmesser für die Echtheit und Wärme der Liebe. Die Armen und Verlassenen, die Kranken und Alten, auch die Gestrauchelten oder Asozialen rufen im Namen Christi nach unserer Sorge. Eine Pfarrgemeinde, die das Liebesgebot Christi nicht vernachlässigen möchte, braucht mancherlei Notdienste, um mit den Notständen gemäß der Weisung des Herrn fertig zu werden. Und zwar darf dieser Notdienst nicht bei den eigenen Glaubensgenossen haltmachen.

Alle genannten und übrigen Aufgaben verlangen uns persönlich vieles ab: Beten und Opfern, Lieben und Dienen, Leuchten und Zeugnis geben, eine glaubwürdige Jüngerschaft, eine veritable Nachfolge Christi, menschliche Werte und Überzeugungen. Matthäus hat in seiner Sendungsrede (10, 5 ff.) die Weisungen Christi an seine Jünger zusammengestellt. Die Heilssorge beginnt danach nicht bei den Entferntesten, sondern bei den Nächsten. Wie wollte man auch praktisch durchkommen, wenn man sich nicht zu beschränken verstünde. Alles apostolische Wollen verfällt leicht der Schwärmerei, wenn es sich nicht derjenigen Aufgaben annimmt, die in der engsten Umgebung anstehen. Eine zweite Regel fordert, daß wir uns immer des ganzen Menschen annehmen, und zwar mit der Absicht, ihm zu seinem Heil zu helfen. Eine dritte warnt uns davor, aus dem Ruf des Herrn ein Geschäft zu machen, sie fordert nicht nur Uneigennützigkeit, sondern ausgesprochene Selbstlosigkeit. Eine vierte mahnt uns zur Unterscheidung der Geister. Sie sagt uns, daß wir uns hier einladen lassen, dort aber den Staub von unseren Füßen schütteln, daß wir hier unsern Gruß entbieten, dort aber ohne Gruß vorübergehen. Im zweiten Teil der Rede bereitet uns der Herr auf unser Schicksal vor. Die Jünger werden nicht über dem Meister sein. Dennoch sollen sie sich nicht fürchten, sondern ihr Kreuz aufnehmen. Der Herr muß unser Vorbild und Maß sein. Die Gemeinschaft mit Christus ermöglicht vieles und segnet alles.

Die Forumgespräche

Die dritte Öffentliche Versammlung am Freitagmorgen wurde in Form von sog. Forumgesprächen abgehalten. Es waren insgesamt sechs Forumgespräche. Die von den Zu-

hörern eingereichten Fragen (von den ca. 600 Teilnehmern der Versammlung in der Corpus-Christi-Kirche gingen z. B. 40—50 Fragen ein) wurden thematisch geordnet, auf dem Podium von je zwei offiziellen Fragestellern vorgetragen und dann öffentlich beantwortet. Auffallend war, daß viele Fragen bei unterschiedlicher Formulierung und Akzentsetzung in allen Forumgesprächen wiederkehrten. U. a. wurden folgende Fragen gestellt:

Wie kommen wir in der Hetze unserer Berufsarbeit wieder zu konzentriertem persönlichem Gebet?

Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, um heute Schrift und geistliche Lesung betrachtend aufzunehmen?

Woran kann ich erkennen, daß die von mir zu treffenden Entscheidungen nach dem Willen Gottes ausfallen?

Wie kann ich ständig wiederkehrende Sünden überwinden?

Warum wird so selten über die heiligmachende Gnade gepredigt?

Wie sollen wir uns als Eltern verhalten, wenn wir unsere Kinder auf Wegen sehen, die zu einer Mischehe führen können?

Was kann ich als Einzelner gegen die Vermassungserscheinungen praktisch tun?

Wie sollen sich Eltern gegenüber erwachsenen Kindern verhalten, die auf die schiefe Bahn gekommen sind?

Wie verhalte ich mich als katholische Frau gegenüber meinem nichtkatholischen Mann, bei dem sich das Interesse an meinem Glauben zeigt? Der beabsichtigt, zu konvertieren?

Wird man mit zunehmendem Alter fromm?

Warum wird im Falle einer nur standesamtlichen Trauung dem Gläubigen der Sakramentenempfang verwehrt?

Gibt es eine elterliche Verantwortung gegenüber Schmutz und Schund über die vom Gesetzgeber festgelegten Bestimmungen hinaus? Was haben Eltern und Erzieher hier für konkrete Aufgaben?

Ist Gott immer gerecht?

Wie kann Gott einem einzelnen Menschen so viel Macht zum Mißbrauch geben?

Wird die Angst nicht absichtlich in unserer Kirche genährt?

Darf ein katholischer Richter eine Ehescheidung aussprechen?

Ist es erlaubt, mit evangelischen Christen über religiöse Fragen zu sprechen?

Die besondere Gewissensnot der Christen in der DDR spiegelt sich in folgenden Fragen wider:

Was soll ich als katholischer Lehrer bzw. Kindergärtnerin tun, wenn ich gezwungen werde, meine Schüler marxistisch zu erziehen?

Dürfen unsere Kinder, freiwillig oder gezwungen, an der Jugendweihe teilnehmen?

Wie können wir unsere Kinder neben der Erziehung in den sozialistischen Schulen noch zur Wahrheit und Gerechtigkeit erziehen?

Was muß ich tun, wenn mein Mann — ein überzeugtes SED-Mitglied — von mir verlangt, aus der Kirche auszutreten, andernfalls er mir meine Kinder wegnimmt, um sie in einem sozialistischen Heim erziehen zu lassen?

Warum wird in unseren Kirchen so wenig für die Wiedervereinigung Deutschlands gebetet?

Eine sorgsame Analyse und Auswertung der Gesamtheit der gestellten Fragen würde sicherlich eine bedeutsame Erhellung der gegenwärtigen Seelsorgsituation ergeben.

Die Tage der Gottesdienste und Feiern

DER DONNERSTAG

Am Abend des Donnerstags versammelten sich 25 000 Jugendliche zu einem festlichen Jugendabend in der Waldbühne. Er stand unter dem Leitwort „Der Christ und die Freude“. Nach einleitenden Worten durch Therese Hauser, Düsseldorf, und der Begrüßung durch die Vizepräsidentin des Katholikentages Maria Haase sprach Oskar Neisinger, Würzburg, zum Thema des Abends:

Der Christ und die Freude

Unzählige Augenpaare, frohe und traurige, bittende und fragende, spöttische und weinende, zuversichtliche und verzweifelte, blicken auf diesen 78. Deutschen Katholikentag. Vor ihnen steht auch diese Stunde der jungen Gemeinschaft. Wir müssen antworten, wenn ihr Blick uns fragt: „Was soll diese Stunde der Freude im Rahmen einer so ernstesten Wallfahrt? Sind eure frohen Chöre nicht ein Gegensatz zur Gefahr und Last der Gegenwart? Was hat euch veranlaßt, ausgerechnet im Berlin von 1958 eine Veranstaltungsform zu wählen, die selbst Katholikentagen in friedlichen Jahrzehnten fremd war?“

Wir wollen uns dieser Frage stellen. Wir brauchen ihr nicht verschämt auszuweichen . . .

Die urmenschliche Sehnsucht nach Freude

Wir wissen, wie schwer in unseren Tagen unzählige unserer Schwestern und Brüder und vielleicht wir selbst angeschlagen sind vom Ungeist und der Rastlosigkeit dieses 20. Jahrhunderts. Viele Menschen sind gar nicht mehr Menschen im eigentlichen Sinn dieses Wortes. Die sternferne Neozivilisation, die ozonarme Bürokratie, das Roboterdasein am laufenden Band oder das jahrzehntelange Ertragen von leiblicher und seelischer Not unter Gewalt und Zwang und Propaganda ließen sie verkümmern an Leib und Seele, haben auch schon der Jugend unübersehbare Züge eingeprägt.

Wer aber seine Hand am Pulsschlag der Zeit hat, weiß, daß nicht alle Hoffnung verloren ist. Er hört das Herz des Volkes noch schlagen: Denn eine urmenschliche Anlage, eine tiefmenschliche Sehnsucht ist der Mehrzahl erhalten geblieben: die Sehnsucht nach Freude. Während wir hier weilen, rüsten sich die Theater, Konzertsäle, Kinos, Bars und Tanzdielen dieser Stadt und unzähliger anderer Städte für die Millionen, die nach eines Tages Last und Mühe auf dem Parkettessel oder Barhocker für ein paar Stunden Freude zu finden hoffen. . . Der Traum nach dem lackglänzenden Wagen, nach einer besseren Wohnung, nach Sicherheit, nach höherem Lebensstandard, nach einem Lottogewinn, nach Beförderung und Anerkennung, nach Verständnis, nach einem unterhaltenen Gespräch und nach ein wenig Zärtlichkeit bewegt die große Mehrheit der Menschen. Sicher, wir wissen mit Schmerz, daß Unzählige Irrwege einschlagen. Gewiß, wir sehen Millionen sinnlosen Albernheiten nachjagen. Aber spotten wir doch in dieser Stunde nicht gleich über diese Albernheiten. Verurteilen wir doch nicht vorschnell die Irrenden. Lassen wir uns doch zuerst einmal tief erschüttern von diesem rastlosen, unruhigen, erregenden Aufbruch der Massen der Freude entgegen. Wie herzlos ist doch der Zeitkritiker, der diesen Hunger nach dem Brot der Freude, der diesen brennenden Durst nach der

Quelle des Glücks auf eine Stufe stellt mit dem taumelnden Verzweiflungstanz der Eintagsfliegen um die Straßenlaterne an der nächsten Ecke. Ein Christ, dem die Forderung seines Herrn nach Nächstenliebe mehr ist als eine oft gebrauchte Phrase, kann nicht anders, als mit tiefer Bewegung diesen unentwegten Zug seiner Schwestern und Brüder dem scheinbaren Glanz einer verheißungsvollen Morgenröte entgegen zu verfolgen. Er muß trotz allem sagen: Gott sei Dank, daß noch Herzen der Freude entgegenschlagen. Gott sei Dank, daß noch Augen auf die Schönheit warten und Ohren ungeduldig lauschen auf den Beginn der großen Melodie und daß leere Hände noch immer emporgereckt sind in der Hoffnung auf eine herrliche Gabe . . .

Die Freudentöter

Geißeln wir also nicht die Massen, verspotten wir um Gottes willen nicht die vielen, wenn sie, dem inneren Drang nach Freude folgend, oft auf so elenden Wegen dahintaumeln. Wenden wir uns vielmehr mit aller Schärfe gegen jene, die aus Macht- oder Geldgier zu Strauchdieben und Wegelagerern der Freude geworden sind. Was waren doch die Raubritter der Vergangenheit für eine edle Zunft im Vergleich mit manchen unserer Zeitgenossen. Diese Zeitgenossen hüten sich zwar, wie ehemals die Buschklepper an den Straßen auf Raub zu lauern. Das erscheint ihnen als ein viel zu riskantes und zu wenig einbringendes Geschäft. Sie lauern vielmehr den Menschen auf, die Freude finden wollen. Ihnen bieten sie den Talmiglanz ihrer Schwindelproduktion zu teuren Preisen an. Und sie leeren ihm dabei nicht nur die Börse, sondern auch die Seele. Sagen wir deutlich, was wir meinen. Immer noch gibt es eine Unzahl gewissenloser Winkelverleger, die am laufenden Band Romane und Schriften produzieren, die nicht nur dem Jugendlichen, sondern auch dem Erwachsenen Gift, tödliches Gift sind. Immer noch gibt es Drehbuchautoren, Regisseure und Produzenten, deren Filme bewußt an die niedrigsten Instinkte adressiert sind. Immer noch gibt es gewisse Illustrierte und Wochenblätter, die ihre hohe Auflage einzig und allein dem Vabanquespiel mit der Schamlosigkeit in vieler Gestalt verdanken.

Man muß sich angesichts ihres Treibens des Spruches erinnern, der einmal im „Michael“ stand: „Das ist der Spaß, das ist der Clou des ganzen Spottes: Herr Satanus im Kleid des Lieben Gottes.“ Denn diese Freudenmanager haben die Stirne, ihr Treiben auch noch mit einer gewissen Straßenschmutzethik zu untermauern. Da sind einige Wirte in St. Pauli, die es wagen, die Vorführung pornographischer Filme damit zu verteidigen, daß sie sagen, wenn das nicht mehr geschähe, dann verlöre die Reeperbahn ihren guten Ruf bei den freude-suchenden Besuchern. Da sind die Manager gewisser Illustrierten, die zur Rede gestellt werden, warum ihre Titelseiten nichts anderes zu offerieren wissen als Bilder, die ein Hohn sind auf die Frauen- und Mädchenwürde. Sie antworten auf diesen Vorwurf mit mokantem Lächeln, ihre Auflage würde bei besonders kessen Bildern erheblich steigen, und das wäre ja sozusagen der Abstimmungsbeweis dafür, daß ihr Blättchen haargenau den Publikums-geschmack treffe. Oder da sind die Verleger unzuchtiger Schriften. Sie verteidigen ihre schmutzigen Geschäfte mit der Behauptung, sie wollten ja nur die Welt und das Leben so darstellen, wie es in der Wirklichkeit

ist. Und die Herren, die an die Verfilmung des Nitribittskandals gingen, zu einem Zeitpunkt, da jene unglückselige Frau in Frankfurt kaum in der Erde lag, palavern noch vor Anlaufen des Filmes eifrig durch die Gegend, welch überaus ehrenwerte, ethische und zeitkritische Motive sie veranlaßt hätten, ihre wertvolle Arbeitskraft diesem Streifen zu widmen.

Ihr Schwestern und Brüder. Wir empören uns über dieses Treiben nicht aus Lust am mahnenden, moralinischen Erheben des Zeigefingers. Wir empören uns darüber, weil wir um die echte Freudesehnsucht von Millionen wissen, die in solcher oder ähnlicher Weise um des Mammons willen in den Kot getreten wird. Und aus dieser Empörung heraus muß gehandelt werden. Dieses Handeln, ihr westdeutschen Freunde, darf nicht darin bestehen, daß wir nach dem Staat und seiner Polizei rufen. Die bestehenden Gesetze genügen. Auf sie gestützt, wäre es eine Leichtigkeit, der Mehrzahl dieser Wegelagerer der Freude das Geschäft zu verderben. Das kann die Jugend nicht allein. Das ist im Gegenteil besonders Aufgabe der Erwachsenen. Und darum rufen wir von Berlin ins ganze katholische Deutschland: „Laßt uns zusammenstehen. Laßt uns gemeinsam dem Mord an der Freude ein Ende bereiten!“

Es gilt freilich auch noch ein Wort zu sagen gegen jene, die den Zug zur Freude mißbrauchen zur Gewinnung der Macht. Wir haben im Deutschland des sogenannten Dritten Reiches erleben müssen, wie den Massen Zuckerbrot vorgeworfen wurde, damit um so ungehinderter die Peitsche geschwungen werden konnte. Wie Kraft-durch-Freude-Dampfer nach Madeira fuhren, während in den KZs die Freiheit starb. Wie man „Freut euch des Lebens“ in die Massen schrie, während der Krieg schon beschlossene Sache war.

Es ist grauenhaft, wenn die staatliche Macht die Sehnsucht nach Freude mißbraucht durch Monopolisierung und Kontrolle aller Veranstaltungen der ernstesten und heiteren Muse. Es ist unerträglich, wenn ein Staat beginnt, die freie Zeit seiner Bürger zu organisieren. Unerträglich, wenn der Staat sich als gestrenger Zirkusdirektor gebärdet, der festlegt, worüber seine Untertanen lachen dürfen und worüber nicht. Diese Uniformierung und Reglementierung der Freude ist eine der furchtbarsten Merkmale totalitärer Staaten. . .

Gott ist die Freude

. . . Gott aber ist die Quelle aller Freude. Wer immer Freude sucht, ist bewußt oder unbewußt auf dem Weg zu ihm. Und unsere Mutter, die Kirche, die auf ihn deutet, die zu ihm führt und die uns Kraft gibt für den Weg ihm entgegen, ist damit zugleich Wegbereiterin zur Freude. . .

Wie falsch steht vor so vielen das Bild unserer Heiligen. Nein, diese Frauen und Männer waren nicht so fade, traurig und sentimental-melancholisch, wie gewisse kitschige Darstellungen es in Wort und Bild verfälscht haben. Wie waren sie? Der heilige Thomas von Aquin schildert sie so: „Das Kennzeichen aller, die es zur vollkommenen Liebe Gottes gebracht haben, ist eine ausnehmende und unerschütterliche Fröhlichkeit, eine überraschende, dauerhafte, zwanglose, kindliche Heiterkeit. Von Gott haben sie nichts zu befürchten, mit sich selbst sind sie im reinen: Warum sollten sie da nicht fröhlich sein?“

Derselbe Thomas von Aquin hat einmal geschrieben: „Des Menschen letztes Ziel ist die Glückseligkeit!“ Ihr jungen Freunde, das wollen wir in keiner Stunde mehr vergessen. Dieses Wort soll aufstrahlen mitten im trübsten Werktag der Arbeit. Dieses Wort soll uns nie vergessen lassen, daß die Mahnung der Zehn Gebote, daß die ernstesten Forderungen von Sühne und Buße und alle Askese, die vom Christen gefordert sind, nicht zu unserer Schikane, nicht zu kleinlicher Kontrolle und nicht zur Quälerei erdacht sind, sondern uns den Weg bahnen wollen zur letzten Glückseligkeit. Und dieses Wort wollen auch die jungen Laien im Dienste des Apostolates an der Jugend nicht vergessen. Laßt uns nicht ersticken in Organisation und Aktion um ihrer selbst willen. All unser Schaffen in der Erfüllung Katholischer Aktion muß auf die Dauer unfruchtbar werden, wenn es nicht durchglüht ist von der unbeirrbareren Hoffnung, daß wir den Schwestern und Brüdern helfen dürfen zu einer Glückseligkeit, die ohne Ende und ohne Schatten sein wird. . . Die Besten der Kirche waren immer Wegbereiter dieser Freude und lebten aus der Freude.

Notker der Stammler zeichnete mit den folgenden Worten sein Bild der Kirche in einer Ostersequenz: „Sieh, unter dem lieben Weinstock, o Christus, spielt voller Freuden behütet im Garten die heilige Kirche.“ Und Paulinus von Nola besang die Feier zu Ehren des Martyrers Felix mit den Worten: „Singt, ihr Knaben, ein Loblied zu Gott. Sprecht fromme Gebete. Feiert zusammen das Fest in Lied und mit Tänzchen voll Keuschheit. Blumen streut auf den Weg und bekränzt mit Gewinden die Tore.“

Selbst das Erlebnis des furchtbaren Martyriums also konnte die Christen damals nicht dazu bestimmen, sich trüber Klage hinzugeben. Mit Lied und Tanz feierten sie den Tod des Blutzeugen, wußten sie doch, daß sein Ende nicht die Vernichtung, sondern der Eingang zur nicht mehr endenden Freude war.

An den Festen der Martyrer, so schreibt Hugo Rahner, drängte es den antiken Christen in Griechenland und Afrika, seiner Freude Ausdruck zu verleihen mit einem heiligen Tanz am Grabe des Heroen. Die nächtliche Vigilfeier war erfüllt von Tanz und Gesängen.

Nicht selten spielten im Mittelalter an hohen Festen nach dem Gottesdienst die Bischöfe und Erzbischöfe im Kreuzgang ein frohes Ballspiel. Und heute noch, wir wissen es, tanzen die Chorknaben vor dem Allerheiligsten in der Kathedrale von Sevilla einen Tanz heiliger Freude. Romano Guardini, der Erwecker der Liturgischen Bewegung in Deutschland, nannte einmal die Liturgie das göttliche Spiel. Wie hat Carl Sonnenschein immer und immer wieder den Weg zur Freude gewiesen. Wie viele seiner Notizen begannen mit dem Blick auf die Schönheit der Schöpfung, die er gerade auch den Menschen der großen Städte immer wieder neu zeigen wollte. Er ruft uns auch in diese Stunde hinein das Wort zu, das er einmal geschrieben hat: „Trauert nicht! Eure Trauer wird zum Jubel! Zum Jubel, der kein Ende nimmt, denn Christi Sieg wird nicht wieder überwunden. Euren Jubel nimmt niemand von euren Lippen. . .“

Unter der Leitung von Herbert Jansen, Düsseldorf, sangen und spielten Aimé Duval SJ (religiöse Chansons), der Negerbariton William Pearson (Spirituals, Ravels Don Quichote à Dulcinée), das Große Tanz- und Unter-

haltungsorchester mit Jazz-Combo unter der Leitung von William Greih's (u. a. aus Gershwin's „Porgy and Bess“, Marguerite-Monnots „The people of Paris“ und Chachaturians Säbeltanz) sowie der Chor der Pädagogischen Hochschule Köln (Roeseling, Bialas, Zoltán Kodály).

Die Gedächtnisfeier in Plötzensee

Zur gleichen Stunde versammelten sich 30 000 Männer auf dem Gelände des ehemaligen Totenhauses des Gefängnisses Plötzensee, um der katholischen Blutzeugen aus den Jahren 1933 bis 1945 zu gedenken. Zu Beginn wurde im Rahmen eines Martyrologiums bekanntgegeben, daß die Katholiken Deutschlands zur Erinnerung an die Blutzeugen an dieser Stelle die Kirche „Maria Regina Martyrum“ bauen werden. Dann eröffnete Prälat Walter Adolph die Feier:

In der heutigen Feier gedenken wir der Blutzeugen für die Glaubens- und Gewissensfreiheit aus den Jahren 1933 bis 1945, die hier in Berlin-Plötzensee, in anderen Strafanstalten Deutschlands und in den Konzentrationslagern ihre Leben opferten. Im Leben und Sterben dieser Frauen und Männer ist ein Kapitel der Geschichte unseres Volkes geschrieben worden, dessen Glanz und Erhabenheit nie verlöschen wird. Mit Recht wird immer wieder aus berufener Mund hervorgehoben, daß ihr Blutzeugnis den deutschen Namen vor endgültiger Schande bewahrt hat.

Die Blutzeugen, deren Gedächtnis wir auf dem 78. Deutschen Katholikentag begehen, haben zugleich ein Kapitel der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden geschrieben. Aus der Verantwortung, die sie vor Gott trugen, und aus der Kraft, die sie aus der Verbundenheit mit Christus schöpften, haben sie ihre Mission erfüllt. Sie waren und bleiben uns verbunden in der Gegenwart des Herrn. Hell leuchtet das Licht, entzündet aus dem Geist Christi, das sie für unser Leben entflammt haben.

Vielleicht sagt der Skeptiker, das Opfer der Blutzeugen sei vergeblich gebracht worden. Für sie hatte der Henker das letzte Wort; und das Unheil des Diktators nahm seinen Fortgang. Wer so den Opfergang unserer Blutzeugen deutet, hat keinen Hauch seines Wortes verspürt. Wo erschließen sich für das Leben der Menschen die Quellen der Kraft und des Trostes? Der einzelne Mensch und die Gemeinschaft leben aus dem Opfer des andern. Wo Opferwille und Opfertat sterben, sterben auch der Mensch und alle Gemeinschaft. Und wo Opferwille und Opfertat reifen, erneuern sich der Mensch und die Gemeinschaft.

Das Kapitel, das die Blutzeugen in der Geschichte des Reiches Gottes geschrieben haben, ist an Inhalt weit und tief. Bei der Auswahl aus diesem Kapitel für die heutige Gedenkfeier lassen wir uns von dem Leitwort des 78. Deutschen Katholikentages bestimmen: „Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr.“ Die Sorge um den Menschen trieb die Blutzeugen an, das christliche Menschenbild für die Menschheit in Gegenwart und Zukunft zu bewahren. Sie haben den Einsatz gewagt, um den Menschen zu retten vor den verderblichen Mächten. Dadurch haben sie zugleich wieder das Vertrauen zum Menschen neu gegründet und gefestigt. Die Blutzeugen haben einer Zeit, die für den Menschen ausweglos erschien, der Hoffnung auf eine bessere Zukunft den Weg gebahnt. Als der Haß seine menschenvernichtenden Orgien feierte, haben sie der aufbauenden Macht der Liebe ihr Leben geweiht. . .

Anschließend stellte Prälat Adolph die Sprecher der Feierstunde vor.

Ansprache von Frau Hedwig Klausener

„Seid in jeder Lage dankbar, denn das will Gott von euch in Christus Jesus“, ein Wort des Apostels Paulus, das uns in dieser Stunde wieder neu bewußt werden möge, denn die Männer und Frauen, zu deren Gedächtnis wir zusammen sind, haben vermocht, uns diesen Dank, zu dem der Apostel mahnt, in Leiden und Todesnot vorzuleben. Wir gedenken in stiller Dankbarkeit aller Opfer einer grausamen Willkürherrschaft an den Hinrichtungsstätten, in den Konzentrations- und Vernichtungslagern, in den Zuchthäusern und Gestapokellern, wir gedenken der heimlich und heimtückisch Hingemordeten.

Wir Teilnehmer des 78. Deutschen Katholikentages stehen hier in Plötzensee als dankerfüllte Gemeinschaft, stellvertretend für alle Katholiken Deutschlands. Wenn wir deshalb vornehmlich unseren Glaubensbrüdern und -schwestern für das Opfer ihres Lebens danken, so sind doch alle eingeschlossen, die mit ihrem Blute dafür zeugten, daß sie dem folgen wollten, was ihr Gewissen vorschrieb, die gegen Ungerechtigkeit und Unfreiheit kämpften oder einem verbrecherischen Rassenwahn zum Opfer fielen.

Unsere Blutzeugen litten und starben für Glaubens- und Gewissensfreiheit, für Gott und unsere heilige Kirche ebenso wie für unser Volk und Vaterland. So trugen sie für uns alle die trostlose Einsamkeit der Zelle, zermürbende Verhöre, Schläge und Folter, monatelang schmerzende Handfesseln, waren durch lange Wochen stündlich gewärtig, den Tod zu erleiden. Können wir ermessen, was das bedeutet? Wir danken ihnen für ihre unbeirrbar Haltung, ihre Tapferkeit und Treue, aus der sie auch die kreatürliche Verzagtheit und Angst vor dem Kommenden überwand. Wir danken ihnen, daß sie bereit waren, alles zu verlassen, was uns Menschen hinieden lieb und wert ist: die geliebte Familie mit der Sorge um ihre Zukunft, die Aufgaben, die sie sich gestellt hatten, um Volk und Vaterland in christlicher Verantwortung zu dienen und aus dem Unheil herauszuführen. Der Glaube an Gott und der Wille, zu sühnen, ließ sie über sich selbst hinauswachsen und zuletzt den Tod in Dankbarkeit aus seiner Hand annehmen.

„Gott verlangt nichts vom Menschen, ohne ihm zugleich die Kraft dafür zu geben“, hat eine der Blutzeugen geschrieben (Ed. Stein). Die Wahrheit dieser Worte haben die der unmenschlichen Gewalt Preisgegebenen immer wieder erfahren dürfen. Es kam ihnen Kraft und Gnade von jenseits der scheinbar undurchdringlichen Gefängnismauern durch das stille, verborgene Wirken der Ehefrauen und einer kleinen Gemeinschaft von Helfern und Helferinnen. Es war ein kluges und besonnenes Sorgen mit der Erfindungsgabe liebender Herzen, mutig und entschlossen, oft im Wettlauf mit dem Tode des Inhaftierten. Es war eine Gemeinschaft unablässigen ganz in Gottes heiligen Willen gestellten Gebetes, und Gott war mit ihnen, da er sie sogar ausersah, seinen Zeugen auf verborgene Weise Christus im Allerheiligsten Sakrament zu bringen, damit der Göttliche Heiland ihnen die Fülle seiner Kraft und Gnaden schenke. So vermochten sie, getröstet, ohne Bitterkeit, ja in heiterer Ruhe den letzten Weg zu gehen, dankerfüllt, daß sie wohl vorbereitet vor sein Angesicht treten durften. — Danken wir Gott auch dafür, daß er seinen Zeugen Ehefrauen, Seelsorger und

Helfer zur Seite gab, durch deren tragfähige Liebe sie sich gefestigt fühlten, daß er ihnen Angehörige schenkte, die bereit wurden, wenn auch blutenden Herzens, mit Dank gegen Gott, den Herrn über Leben und Tod, dieses schwere Opfer mitzuvollziehen.

Als Denkmal unseres unauslöschlichen Dankes wollen wir Katholiken Deutschlands unweit dieser Weihstätte die Kirche „Maria Regina Martyrum“ bauen. Das heilige Meßopfer, das täglich in ihr gefeiert werden wird, soll ein immerwährendes Dankopfer zum Lobe Gottes werden, der uns gewürdigt hat, unserer heiligen Kirche und unserem Vaterland Blutzeugen zu schenken. Möge Maria Regina Martyrum uns, aber auch den kommenden Generationen deutscher Katholiken, Mahnmal werden einer Dankeschuld, die niemand bis an sein Lebensende abzutragen vermag, möge sie uns Mahnmal sein, daß wir in jeder Lage unseres Lebens dankbar sein mögen für jedes kleinere oder größere Opfer, das wir zur Ehre Gottes und mit dem Willen, zu sühnen, bringen dürfen. Möge uns Maria, die Königin der Martyrer, mit ihrer Fürbitte beistehen, daß wir in jeder Bewährung standhalten.

Ansprache von Prälat Hermann Joseph Schmitt

Wer in der letzten Zeit des nationalsozialistischen Systems in den Augen vieler Menschen lesen konnte oder bei Gelegenheit einen Blick in ihre Gedankenwelt tun durfte, dem wurde durch das Wort, auch durch Schweigen oder durch einen Blick die Frage nach dem vertrauenswürdigen Menschen gestellt, nach dem zuverlässigen und treuen Menschen, nach dem Menschen, auf den in der Tat Verlaß war. Theodor Haeckers Bücher, Reinhold Schneiders Gedichte, Emil Dovifats Vorlesungen, Hermann Kunisch in seinen Arbeitskreisen meißelten mit beredtem Wort schärfer, konturenhafter den Menschen, nach dem gefragt, gesucht wurde.

Der wirkliche Mensch, der zielklare, trittfeste, im Wegziel sichere, auf ihn richtete sich Sehnsucht, Hoffnung und Zuversicht derer, die das Terrorsystem ablehnten, gleich, welchen sozialen Schichten sie zugehörten.

Wenn dann spärlich kommentierte Todesurteile aus der Bellevuestraße bekannt wurden, wenn durchsickerte, daß wieder einer, eine Gruppe oder eine verzweigte Organisation Widerstand gewagt hatten, dann leuchtete es in vielen Augen, brannte in Herzen die Zuversicht: Es gibt noch den Menschen, es gibt noch Menschen, die Vertrauen begründen, weil sie Wagnis und Tat nicht scheuen. Einmal kommt der Tag.

Fast jeden Vormittag konnten wir drüben in dem nüchternen Gefängnisbau von Plötzensee, wenn auch gegen das Verbot, die zum Tode Verurteilten auf ihrem letzten Gang beobachten. Das waren die Menschen des Vertrauens, gleich, welcher weltanschaulichen, religiösen oder politischen Gemeinsamkeit sie entwachsen waren. Sie hatten gewagt, dem Terror, der Versklavung, dem Ungeist zu widerstehen, und gaben im Wagnis für die freiheitliche Ordnung ihr Leben. Jeder, der unter das Henkerbeil trat oder unter den Strang, hat in uns allen das Vertrauen zum wahren Menschen gestärkt. Ihnen allen unser Dank.

An dieser Stätte wollen wir nicht nur mit dem Wort der Dankbarkeit dafür auftreten, daß sie uns den Glauben und das Vertrauen an den Werte erstrebenden und verwirklichenden Menschen in der schrecklichen Zeit erhal-

ten und gestärkt haben, an dieser Stätte soll auch ein Erinnerungszeichen an diese beste Tat errichtet werden.

Darüber hinaus wollen wir Nachlebenden alles, alles tun, daß solche Zeiten nicht wiederkehren. Wenn hier einmal das größte Opfer der Weltgeschichte, Christi Erlösungsoffer, gefeiert wird, dann soll dieses Opfer Symbol, tragendes und weisendes Zeichen für jene werden, in deren Händen und Herzen einmal das Geschick des deutschen Volkes liegen wird. — Der Menschensohn Christus wurde der Ordner der Welt vor dem Vater, der Menschen vor deren Schöpfer. Mögen alle in der Gnade dieses Erlösungswerkes Mitordner eines Volkes und der Welt in Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden werden.

Ansprache von Chefarzt Dr. E. Meirman

Als Überlebender einer Gruppe belgischer Widerstandskämpfer, die den Streit aufgenommen hatten, nicht gegen ein Volk, sondern gegen ein System, das alle Gesetze Gottes und der Menschen mit Füßen trat und darauf gerichtet war, den Vorrang von Seele und Geist, die Würde der menschlichen Person und die Bedeutung einer zweitausendjährigen christlichen Kultur herabzusetzen und zu zerstören, stehe ich hier vor dieser Versammlung, um den Blutzeugen dieser furchtbaren Epoche zu huldigen.

Aber obwohl kein Fremder auf diesem Boden — denn unter den vielen Zuchthäusern und Konzentrationslagern war auch der Alexanderplatz eine Zeitlang mein Verbleib —, tue ich es nicht ohne Scheu. Ich fühle mich in einem gewissen Sinne wie der Priester, der, wenn er auch von der göttlichen Weihe durchdrungen ist, voll Furcht und seiner Nichtigkeit bewußt, den Leib des Herrn in der Hostie berührt. Ich fühle mich klein und schwach gegenüber der Größe dieser Blutzeugen, die zur Vollendung des Opfers gelangt sind. Dieses Opfer ist so mächtig, seine Bedeutung so umfassend und in die Weite wirkend, die Lehren daraus zu ziehen sind so zahlreich, daß viele und des Wortes kundige Redner Stunden darüber sprechen könnten, ohne das Thema zu erschöpfen.

Ich möchte nur einen Aspekt dieses Opfers kurz beleuchten. In einer Zeit der Verfolgung, die in ihrer Stoßkraft, ihrer ausgeklügelten Raffinesse und ihrer Ungeheuerlichkeit kaum ihresgleichen unter den römischen Kaisern der jungen Kirche findet, sehen wir Hunderttausende von Männern und Frauen nicht nur mit Bewußtsein und Bereitschaft, sondern mit Begeisterung das Opfer vollziehen: Hunger und Kälte, Mißhandlung und Folter, Erniedrigung und Entehrung tragen sie mutig, und selbst der gewaltsamste Tod wird mit aufrechtem Herzen angenommen und erlitten. Selbst wenn der Leib in Selbsterhaltung seine Rechte geltend macht und der Verurteilte unter Schmerzen Abschied nimmt von allem, woran sein Herz mit Liebe hängt — und jeder weiß, wie stark diese Bande sind —, auch dann ist es der Geist, der triumphiert und gelöst das „Fiat — Es geschehe“ spricht.

Welches ist nun die Kraft, die Menschen so handeln läßt? Es sind vielfältige Kräfte, und unter diesen ist es besonders die Hoffnung, daß das Opfer von Leiden und Tod beitrage zum Aufbau einer neuen Zukunft. Es ist die Hoffnung, daß ihr Opfer eine Aufgabe ist, die vollbracht werden muß, um den Menschen und der Welt dies zu beweisen: Liebe ist stärker als Haß, das Leben der Seele größer, mächtiger und weiter als das begrenzte, kurze

Leben des Leibes; Geist und Gnade beherrschen das Organische, leiten und lenken es.

Hier siegt das Geistige über das Stoffliche. Der Leib des Gefangenen, auf das Elementarste zurückgeworfen, hilft die Seele befreien zu einem unbekanntem inneren Leben. Früher schon von der christlichen Lehre genährt, erfährt sie erst jetzt ihre volle Schönheit. Die einzelnen Glaubenswahrheiten werden ebenso viele Pfeiler, auf denen die Hoffnung ruht. Und die Hoffnung gewinnt ihre Kraft durch die Vergeistigung und das innere Freiwerden, das die wahre Erkenntnis der Wirklichkeit und der Werte vertieft und läutert. Ihre Hoffnung erstrahlt in den zahlreichen Abschiedsbriefen, die sie zurückließen, aus den stolzen Antworten, die sie ihren Henkern gaben, aus der mutigen Haltung im gewaltsamen Tode.

Daß unterdessen alles ringsumher schwarz und dunkel ist, daß sie von jedermann verlassen und verstoßen scheinen, daß sie krank und ausgezehrt, wie ein zweiter Job auf dem Misthaufen liegen, daß der Machtrausch des Bedrückers das Gute bis in die Wurzel auszurotten scheint, daß Religion, Kultur, das Leben selbst kein Recht mehr haben, sich zu äußern, ja nicht einmal mehr zu bestehen; daß alle Freiheit vernichtet, die Seele verleugnet wird und nur die niedrigsten Instinkte triumphieren, daß alles um sie her rast von Haß und Zerstörung, kann ihre Hoffnung auf Rettung und Erneuerung der kommenden Geschlechter nicht zuschanden machen.

Es ist eine große Lehre, für die wir den Blutzegen danken: In welchem Lande sie auch gefallen sind, sie haben uns die Hoffnung auf eine bessere Gemeinschaft gegeben, welche, gegründet auf der christlichen Botschaft, die Menschheit in Liebe und Rechtschaffenheit ordnet.

So starben sie schließlich, damit wir leben sollen; aber leben als Erneuerte, und das bedeutet wertvolles, wirkliches Leben.

Das war die Hoffnung unserer Blutzegen. Das sei auch unsere Hoffnung.

Ansprache von Weibbischof Johannes Neubäusler

Menschen dürfen oft unbewußt Werkzeuge Gottes sein: Da schenkte mir jemand vor 18 Jahren ein kleines Heiliggeistbild und schrieb darauf: Zur eigenen Verwendung.

Das Bild fand aber nicht nur eine eigene, sondern eine eigenartige Verwendung. Es wurde sozusagen mein Hausaltarbild in der Zelle des Polizeigefängnisses am Alexanderplatz dahier. Mochte ich am Morgen mit leeren Händen die Meßgebete verrichten oder untertags Stärkung im Gebete suchen, dies Bild war vor meinen Augen. Und oft mahnte es mich zu beten, was darauf stand: „Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe!“

Das war gerade das rechte Gebet für die Stunden, da die Sonne der Gottesliebe wie hinter Wolken verschwunden schien und die Menschen immer neue Hagelschauer von Haß und Schmähung, Mißhandlung und Verfolgung heraufbeschworen.

Letzte Aufzeichnungen und Briefe so mancher Priester und Laien, die an dieser Stätte hingerichtet wurden, zeigen uns, wie sie betend rangen um Bewahrung und Bewahrung der so schwer geprüften Liebe zu Gott und zu den Mitmenschen, wie sie schließlich mit Gottes Gnade

den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst, erlangten und zu einem wahren Heldentum christlicher Liebe heranreiften, Gott dankend für die Gnade des Leidens und für seine Hilfe.

Da schreibt Bruder Paulus Metzger aus seiner Zelle: „Der liebe Gott hat mir wunderbar geholfen. Ich bin ihm viel nähergekommen. Er hat mir namentlich die Gnade geschenkt, ihn recht von Herzen lieben zu lernen.“

Da spürt P. Alfred Delp geradezu die Fesseln seiner Hände nicht mehr, als er sich am 8. Dezember 1943 durch die ewigen Gelübde die vincula amoris, die „Fesseln der Liebe“, wie er sie nennt, anlegen durfte. Und dies durch die Liebe nun ganz an Gott gefesselte Herz bringt das Paradoxe fertig, das St. Paulus in die Worte faßt: „Man flucht uns — und wir segnen“ (Röm. 4,12). Die feuererprobte Liebe läßt ihn ein paar Wochen vor seinem Opfertod schreiben: „So will ich auch zum Schluß tun, was ich so oft mit meinen gefesselten Händen tat und was ich immer tun werde: immer lieben und mehr: solange ich noch atmen darf: segnen. Segnen Land und Volk, segnen das liebe Deutsche Reich in seiner Not und inneren Qual. Was auch kommen mag, es sei gegeben für euch und dieses Volkes Samen, Segen und Opfer.“

Ist das nicht der Nachklang oder Gleichklang zu dem Wort, das ihm sein Freund und Leidensgenosse, Graf Moltke, geschrieben hat: „Wir wollen, wenn man uns schon umbringt, doch auf alle Fälle reichlich kostbaren Samen streuen.“ Und hat dieser gläubige evangelische Christ nicht wirklich reichlich Samen gestreut, wenn er am Tage seiner Verurteilung zum Tod dem katholischen Gefängnispfarrer sagte: „Sie dürfen es mir glauben: das ist der schönste Tag meines Lebens; denn Gott hat mich gewürdigt, für ihn Zeugnis ablegen zu dürfen.“

Ist das nicht Nachklang zu dem, was in der Apostelgeschichte von den Aposteln nach ihrer Geißelung steht: „Sie gingen voll Freude vom Hohen Rat weg, weil sie gewürdigt worden waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden“ (Apg. 5,4).

Und ist's wiederum nicht Nachklang von etwas noch Höherem, vom erbarmenden und verzeihenden Heilandswort, wenn Kaplan Hermann Lange von Lübeck noch eine halbe Stunde vor seinem Tod, unmittelbar nachdem er in letzter heiliger Kommunion ganz eins geworden war mit Jesus, betete: „Vater, vergib ihnen, sie wußten nicht, was für ein Unrecht sie mir zufügten.“

Katholische Männer! Wo wir solche Edel Frucht der Liebe Gottes schauen und Menschen mit ihrem Herzblut Gottes Samen austreuen, Samen für ihres Volkes bessere Zukunft, da können wir nur beten wie nach der hl. Wandlung: „Auch uns Sündern, deinen Dienern, die auf deine überreiche Barmherzigkeit vertrauen, schenke in Gnaden Anteil und Gemeinschaft mit deinen heiligen Aposteln und Blutzegen.“ Amen.

Die Christusstunden

Nach den beiden Versammlungen fanden sich die Gläubigen in 20 Berliner Kirchen zur Meditation und Anbetung zusammen. Diese Christusstunden, zum ersten Male auf Katholikentagen, standen jeweils unter einem Herrenwort, das von einem Geistlichen kurz erläutert und dann vom einzelnen Gläubigen zum Gegenstand der Betrachtung gemacht wurde. Gemeinsames Gebet und sakramentaler Segen beschlossen die Feiern.

DER FREITAG

Der Freitag war das Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel. An diesem Tage vereinigten sich — in der Frühe bei der Frauenfriedensmesse und am Abend beim festlichen Pontifikalamt — die Gebete der Wallfahrer von Berlin mit denen der Wallfahrer von Tschentochau und Lourdes.

Die Frauenfriedensmesse

Am Morgen versammelten sich über 60 000 Gläubige, meist Frauen, auf dem großen Platz vor der Hedwigs-Kathedrale in Ostberlin. Die Pontifikalmesse feierte der Erzbischof von Wien, Franz König. Die Predigt hielt der Erzbischof von Paderborn, Lorenz Jaeger. Er sagte:

„In hellen Scharen seid ihr herbeigeeilt zu dieser Wallfahrt nach Berlin. Dicht gedrängt umgibt ihr den Opferaltar. Es geht hier bei dieser Wallfahrt nach Berlin um den Menschen. Und weil der Mensch in Not ist, da ist die Frau gerufen. Ihr hat Gott in besonderem Maße die Sorge um den Menschen, die Sorge um menschliches Leben anvertraut. Und weit aufgetan sind unsere Herzen, und unser Blick öffnet sich für die ganze Not unseres geteilten Vaterlandes. Unser Blick geht hinaus über die Grenzen unseres Volkes und sieht den Hunger in der Welt.“ Der Erzbischof wies dann auf die erschreckend hohe Zahl der noch Hungernden in der Welt, auf die Not des Aussatzes und auf die Not im religiösen und sittlichen Leben überall heute hin. „Und was uns am schmerzlichsten ans Herz greift, das ist das offenbare Unvermögen der Menschen, dieser Not zu steuern, dieser Not der Menschen zu helfen. Der Mensch ist das Programm Nr. 1 bei allen Kongressen und Tagungen, und alle Regierungen versichern es immer wieder, daß ihr Sorgen und Mühen sich um den Menschen dreht. Und doch wird die Not nicht weniger, und doch wird die Not des Menschen von Jahr zu Jahr größer. Und da danken wir es dem Herrn, daß er am Himmel das große Zeichen gesetzt hat, das Bild der Immaculata, die auf ihren Händen den trägt und den der Welt bringt, der allein das Leben, der allein der Friede für den Menschen ist. Und wir eilen zu ihr, zu unserer Lieben Frau, zu der Mutter. Wir scharen uns um sie und gehen mit ihr den Weg hin zu ihrem göttlichen Sohn. Wir nehmen mit auf betenden Händen und betenden Herzen die ganze Not der Welt, die nicht zur Ordnung und Ruhe und Frieden findet. Wir gehen mit der Mutter hin unter das Kreuz ihres Sohnes und lassen es uns von der Mutter sagen, auf welchem Weg allein der Not der Welt zu steuern ist, auf welche Weise allein die Welt hinfindet zur Ordnung und Ruhe und zum Frieden. Und die Mutter sagt uns als Erstes: Zeigt den Menschen wieder den Weg zu meinem göttlichen Sohn. Lehrt die Welt wieder beten. Nur wer Gott kennt, kennt auch den Menschen; nur wer Gott kennt, begreift die tiefe Unordnung im Menschen, die die Wurzel all dieses Elends, all dieses Unfriedens ist. Faltet die Hände zum Gebet. Sucht die Gesinnung des Heilandsherzens zu verstehen. Macht unseren Herrn und Heiland wieder zur Mitte eures Lebens, eures Familienlebens. Sucht die Wahrheit, sucht die Ordnung des Herrn wieder hineinzutragen in euer persönliches Leben, das Leben des Berufsstandes und Volkes. Werdet betende Menschen, die Tag für Tag als Erstes und Wichtigstes den Weg suchen zum Herzen des Heilandes.“

Weiter lehre die Gottesmutter den Menschen den Weg des Kreuzes wieder schätzen und lieben. „Weil der mo-

derne Mensch das Kreuz flieht, weil er nichts mehr wissen will von Opfer und Entbehrung, weil jeder gierig und heißhungrig besitzen möchte, was die Welt bietet, darum die Not, die Unordnung. Das Menschenleben ist immer gefährdet und immer bedroht durch all das, was die Welt anbietet. Und es kann der Mensch nur Mensch bleiben, wenn er gelernt hat, sich zu bescheiden, wenn er gelernt hat, zu verzichten und zu entsagen, wenn er die Kraft findet, um der großen Werte willen auf Sucht und Triebhaftigkeit des ungeordneten Herzens zu verzichten. Friede mit Gott, Ordnung des eigenen Herzens sind immer wieder die Voraussetzung für den Frieden der Welt. Und lernt vom göttlichen Herrn, vom Heiland der Welt, die Zauberformel, die noch immer stärker sich erwiesen hat als Macht und Gewalt, als Haß und Neid, lernt von ihm die alles verwandelnde Macht der Liebeskraft. Glaubte an die Liebe, und geht entschlossen den Weg der Liebe, und ihr werdet Liebe stiften und Frieden bringen in die Unordnung unserer Zeit. Ihr werdet Frieden stiften im eigenen Haus, und ihr werdet Friedensstifter unter den Völkern.“ Nicht durch hysterische Angst, durch die Bedrohung des Lebens, durch die Gewalt moderner Erfindungen werde der Friede geschaffen, „nicht damit, daß die Mächtigen dieser Erde versuchen, diese Machtmittel in die Hände zu bekommen, um sie zur Vernichtung einzusetzen. Die Angst und Bedrohung wird dabei nicht schwinden, wenn die Welt sich nicht zusammenfindet im Bekenntnis zur Liebe gegenüber dem Herrn und Meister, sich bekennt zur Verpflichtung der Liebe gegenüber dem Bruder und der Schwester.

Das ist die große Lehre, die die Unbefleckt-Empfangene heute uns gibt . . . Sie trägt das Heil der Welt in ihren Händen. Sie bietet uns das Heil der Welt, das Leben und den Frieden der Welt an. Wohlan, öffnen wir die Arme, empfangen wir das göttliche Leben! Tragen wir den Frieden der Welt hinaus zu allen Menschen, hinein in alle Bereiche des Lebens. Treten wir in die Fußstapfen Mariens, und bieten wir uns dem Herrn an, den Mariendienst zu leisten. Und es wird gleicher Segen und gleiches Leben und gleicher Friede auch von unserem Leben und Wirken ausgehen wie einst von dem segensschweren Leben Mariens. Öffnen wir die Arme, öffnen wir die Herzen, und bringen wir der Welt wieder die Liebe zum Gebet, lehren wir sie wieder, die Hände falten. Öffnen wir die Hände, öffnen wir die Herzen und bringen wir der Welt wieder echte, wahre Kreuzesliebe; machen wir sie mutig und stark zum Verzicht, zu Opfer und Ent-sagung, und lehren wir schon die Kinder, daß nur der vom Leben etwas hat, daß nur der glücklich und zufrieden im Leben wird, daß nur der zum Segen für seine Umgebung wird, der gelernt hat, das Ja zu sagen zur Gottesordnung, das Ja zum Kreuz des Herrn . . .“

Zum Opfergang trugen 27 Frauen zum Altar: als Sinnbild der Nahrung des Leibes Brot, Früchte, Öl; als Sinnbild des Geistes die Heilige Schrift sowie die Enzykliken, Reden und Ansprachen des Heiligen Vaters; als Sinnbild für das Brot der Seele Kelch, Monstranz und Ziborium, die für die neue Kirche „Regina Martyrum“ bestimmt sind.

Das feierliche Pontifikalamt

Am Abend versammelten sich die Gläubigen im Olympiastadion zum feierlichen Meßopfer. Es mochten gegen 90 000 gewesen sein. In der Mitte des Sportfeldes war ein einfacher Altar aufgestellt, um ihn herum im Kreis stan-

den 30 Betstühle für die anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe. Nur dieser Innenraum um den Altar war während der Feier ausgeleuchtet. Zu Beginn des Amtes zog der Episkopat in feierlicher Prozession ein, angeführt von 300 Ministranten, gefolgt von 150 Priestern, die während der Kommunionfeier auf dem mittleren Umgang des Stadions den Gläubigen die heilige Kommunion reichten.

Die Predigt von Bischof Hengsbach

Das Amt wurde vom Erzbischof von Köln, Josef Kardinal *Frings*, zelebriert. Die Predigt hielt der Bischof von Essen, Franz *Hengsbach*:

Der frühe Termin dieses Katholikentages hat uns diese abendliche Opferfeier am Feste der Aufnahme Mariens in die volle Herrlichkeit ihres Sohnes geschenkt. Sie ist wirklich ein Geschenk, diese Feier der Geheimnisse unserer Erlösung im strahlenden Glanze jenes Zeichens, das die Kirche über den Eingang der heutigen Festliturgie stellt: „Ein großes Zeichen erschien am Himmel, eine Frau mit der Sonne umkleidet, zu ihren Füßen den Mond, auf ihrem Haupt einen Kranz von zwölf Sternen.“

Mit diesem Bild ist zunächst wohl sie selbst gemeint, unsere Kirche, die Braut Christi, die Mutter aller Erlösten. Aber sie zögert nicht, das Bild auf Maria anzuwenden, auf die Ersterlöste von allen, auf ihr eigenes Urbild und erhabenstes Glied. In Maria werden ja die Geheimnisse der Kirche immer wieder beglückend deutlich. Das gilt auch von jenen Geheimnissen des Lebens unserer Kirche, die diesem Katholikentag sein Gepräge geben: „Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr!“

Gibt es ein eindrucksvolleres Zeichen für die Sorge um den Menschen als das Bild der Mutter in ihrer Sorge um das Kind? Und zwar das Bild dieser Mutter, die all ihre Kräfte dem zur Verfügung stellte, der für uns Mensch geworden ist?

Und gibt es ein vollendetes Zeichen für das, was Heil ist, alles verklärten Leib der Mutter, und zwar dieser Mutter?

Was ist eigentlich der Leib des Menschen? Wir fragen hier nicht die Ärzte und die Biologen. Sie sagen uns Staunenswertes über die natürlichen Wunder und Geheimnisse des menschlichen Leibes. Das letzte Wort aber über unseren Leib können sie nicht sprechen. Das letzte Wort über unseren Leib sagt uns das menschengewordene Wort Gottes selbst, unser Herr: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht.“ Der heilige Paulus hat uns dieses Wort des Herrn noch näher erklärt: „Gesät wird“, sagt er, „ein sinnhafter Leib, auferweckt wird ein geistiger Leib.“ Eine Saat also ist der menschliche Leib in unserem irdischen Leben, eine Ernte soll er werden im Ewigen Leben.

Als unser Herr das Wort vom Weizenkorn sprach, dachte er vor allem an das Zeugnis, das er selbst in seinem Sterben und Auferstehen geben wollte. Die Wahrheit, für die er damit Zeugnis gab, ist die Wahrheit von der liebenden Sorge Gottes um den Menschen: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, nicht um die Welt zu richten, sondern um die Welt zu retten.“

Nicht in erster Linie unsere Sorge ist also der Mensch. Er ist Gottes Sorge. Um dieses Menschen willen ist der Sohn Gottes nicht nur Mensch geworden, sondern als Mensch

gehorsam geworden bis zum Tode am Kreuze. „Darum hat Gott ihm einen Namen gegeben, der über allen Namen ist“ — mit anderen Worten: darum ist er unser Heil! Darum singt die Kirche am Karfreitag: „Seht das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen hat!“

Diese wahrhaft göttliche Sorge um den Menschen, für die Tod und Auferstehung Christi Zeugnis sind, hat der Herr seiner Kirche anvertraut. Auch die Kirche hat keinen anderen Weg, den Menschen zu retten, als diesen königlichen Weg des heiligen Kreuzes. „Der Jünger steht nicht über dem Meister. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen.“ „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen um meines Namens willen.“ Es ist Christus, der im Zeugnis seiner Kirche stirbt und aufersteht. Das hat in einer Zeit der Verfolgung der heilige Cyprian von Karthago, selbst ein Blutzeuge unserer Kirche, seinen leidenden Mitchristen eindrucksvoll zugerufen: „Christus ist es, der in euch gekrönt wird!“

Darum erscheint auch die Mutter unseres Herrn, von der Botschaft an den Pforten des Paradieses bis zu dem Bild der Geheimen Offenbarung, im Zeichen dieses Opfers und Sieges. Sie zertritt in der Kraft ihres Kindes der Schlange den Kopf, ohne selbst von der Schlange verletzt zu werden. Sie erlebt ihr Kind als ein Zeichen, dem widersprochen wird; aber auch ihre eigene Seele wird vom Schwert durchbohrt. Sie ist die königliche Frau, die in die Herrlichkeit von Sonne, Mond und Sternen gehüllt ist; aber unmittelbar neben dem Wort vom großen Zeichen am Himmel steht das Wort vom Zeichen des Drachen, der das Weib verfolgt, der es hinausjagt in die Wüste, den sie zwar überwindet, aber nur durch das Leid.

Königin ja, aber Königin der Martyrer! Königin unter dem Kreuz wie ihr Sohn König am Kreuz! Auch ihr Leib ist eine Saat unter Schmerzen; ihre Herrlichkeit im Himmel ist die fruchtbare Ernte.

Zu diesem Zeugnis von Saat und Ernte, vom Sterben und Auferstehen bekennen auch wir uns, liebe Brüder und Schwestern, an diesem Katholikentag in Berlin, und zwar besonders dadurch, daß wir — wie in diesen Tagen so oft, so auch in dieser Stunde — jener besonders gedenken, die in den Jahren der nationalsozialistischen Verfolgung als Saat des unsterblichen Lebens der Kirche in den märkischen Boden dieser Stadt hineingesät wurden.

Ihr Heiligtum, für das wir vereint mit allen katholischen Gemeinden unseres Vaterlandes in dieser Stunde unser Opfer bringen, soll den Namen der Königin der Martyrer tragen.

Wie oft in ihrem Leben hatten jene Männer und Frauen die Worte aus der Messe des Schmerzensfestes und des Kreuzweges gebetet: „Heilige Mutter, drücke die Wunden, die dein Sohn für mich empfunden, tief in meine Seele ein.“ Und dann kam für sie der Tag, an dem sie — der eine so, der andere anders — an ihrem zermarterten Leib die Wundmale unseres Herrn tragen durften, tragen durften in der Teilnahme an seiner Sorge um den Menschen, tragen durften in lebendiger Hoffnung auf ihn, aller Menschen einziges Heil. Das war der Tag, an dem die Feinde Christi zu triumphieren schienen, im Hochgefühl jenes Scheinsieges, auf den sich immer die Blindheit und der Haß derer freuen, die glauben, das letzte Wort auf Erden spräche die Macht. Ein kurzer Triumph! Die wahren Sieger, die wahren Überwinder haben den

furchtbaren Tod überlebt. Und sie leben beim Herrn; und wie Er mit uns und für uns.

Daß wir die Jahre des Grauens, der Zerstörung des Menschen und des Unheils christlich überstanden haben, meine Freunde, daß wir heute in unserem Vaterland für Christus nicht nur sterben, sondern auch leben können, das ist Frucht des Leidens und des Todes jener bekannten und unbekanntem Blutzeugen aus den Gefängnissen und Hinrichtungsstätten innerhalb und außerhalb unseres Landes.

Das wird immer so sein. Denn das ist nicht ein einmaliges Geschehen, sondern ein Gesetz im Reiche Gottes. Die Welt lebt immer vom Opfer ihrer Besten, die Kirche vom Blut ihrer Tapfersten. Es ist derselbe Geist, der die Märtyrer der Frühzeit und die Märtyrer des 20. Jahrhunderts erfüllte, derselbe Christus, der in ihnen litt und aufstand. Beim Anblick des Galgens rief einer der Verurteilten von Plötzensee, den man am 14. September zur Hinrichtung führte: „Welche Ehre, am Feste Kreuzerhöhung gehängt zu werden! Heiliges Kreuz, sei mir gegrüßt!“

Vom Martyrium des heiligen Mauritius, dessen Andenken in vielen Heiligtümern gerade Mitteldeutschlands lebendig ist, berichtet die Lebensbeschreibung des heiligen Eucherius von Lyon, daß er seinem Verfolger, dem heidnischen Kaiser, zurief: „Deine Kämpfer sind wir, aber — das bekennen wir frei — im Dienste Gottes. Dir schulden wir die Treuepflicht, jenem die Reinheit unseres Gewissens. Du gibst uns den Sold, er gibt uns das Leben. Wir sind bereit, dir zu folgen, aber nicht so weit, daß wir Gott dabei verleugnen, Gott, unseren Schöpfer, jawohl unseren Schöpfer und — ob du es wahrhaben willst oder nicht — auch deinen Schöpfer.“

Nicht uns allen, meine Brüder und Schwestern, ist ein Zeugnis auferlegt wie den Berliner Blutzeugen, wie Cyprian und Mauritius. Von uns allen aber wird das Zeugnis der ständigen Bereitschaft zum Opfer des Alltags gefordert. Wenn man heute in der Ewigen Stadt den Hauptbahnhof verläßt, trifft man unmittelbar auf die großen Mauern der Thermen des Diokletian. Wir wissen, daß diese großen heidnischen Rundbauten von christlichen Bekennern, von römischen KZ-Häftlingen gebaut wurden. Ihre Arbeit mußte ihnen sinnlos vorkommen, und doch ritzen sie als Zeichen ihrer Hoffnung in die Ziegelsteine — man hat diese Steine gefunden — das Zeichen des Kreuzes. Vor 400 Jahren hat das Genie Michelangelo aus diesen Thermen eine christliche Kirche gemacht. Ohne es zu wissen, hatten jene unbekanntem Märtyrer an einer christlichen Kirche gebaut.

Wie viele von uns müssen heute Dinge tun, deren Sinn nicht erkennbar ist. Ritzen wir in all unser Werk das Zeichen der Erlösung, des Todes und der Auferstehung! Seid gewiß, wir bauen an der lebendigen Kirche Gottes. Amen!

Zur gleichen Zeit wurde in der Corpus-Christi-Kirche (Ostberlin) eine Pontifikalmesse vom Weihbischof von Limburg, Walter Kampe, gefeiert.

DER SAMSTAG

Tag der Begegnung

Der Samstag stand im Zeichen der Begegnung. Er wurde eingeleitet mit einer Pontifikalmesse unter strömendem Regen, die 20 000 Jugendliche in der Waldbühne mit dem

Erzbischof von München, Josef Kardinal *Wendel*, feierten. Die Predigt hielt der Weihbischof von Hildesheim, Heinrich *Pachowiak*. Zur gleichen Stunde feierten auf dem Messegelände die Diözesangemeinschaften eine Pontifikalmesse mit dem Flüchtlingsbischof Heinrich Maria *Janssen*, der auch predigte. Anschließend trafen sich über 40 katholische Berufs- und Standesorganisationen sowie die Diözesangemeinschaften und Heimatvertriebenen zu Gespräch und Gebet.

Die Feierstunde zur Verehrung des heiligen Kreuzes

Wiederum versammelten sich im nächtlichen Olympiastadion am Samstagabend 65 000 Gläubige mit ihren Oberhirten zur Verehrung des Kreuzes und des Auferstandenen. Zu Beginn der Feier zogen 14 Abordnungen der einzelnen Stände, Arbeiter, Mädchen, Mönche, Nonnen, Akademiker, die überlebensgroße Kreuze trugen, in das Stadion ein und stellten sich in weitem Kreis um den von vier über 20 Meter hohen Streben überwölbten, vom Tatzenkreuz gekrönten Altar auf.

Eröffnet wurde die Kreuzverehrung durch ein Einleitungswort, das der Bischöfliche Rat Josef *Gülden* sprach und in dem er hervorhob, daß der Christ durch sein Bekenntnis zum Kreuz Antwort auf den Anruf Gottes geben müsse. Das Kreuz des Herrn gebe allem Menschenleid seinen letzten Sinn.

Nach dem Einleitungsgebet begann die Verehrung des Leidensweges Christi. Während die Gläubigen im Wechsel mit der Schola die einzelnen Stationen des Kreuzweges beteten und dabei der Leidenden, der zu Unrecht Verurteilten, der Denunzierten, Verratenen, der fremder Entscheidung Unterworfenen, der Geschändeten, der Gemordeten, aber auch der Verräter, Unterdrücker, Verbrecher, Mörder gedachten, schritten die Abordnungen nacheinander an die Stufen des Altars und legten dort ihre Kreuze nieder. Als nach dem Gebet der letzten Station das Lied „Triumph, der Tod ist überwunden“ angestimmt wurde, flammten Zehntausende Kerzen im Stadionrund auf.

Der Bischof von Berlin schritt dann zum Altar und segnete die Kreuze für die sonntägliche Opferfeier. Beschlossen wurde die Feier mit der gemeinsamen Rühmung des heiligen Kreuzes und des Auferstandenen in einem Wechselgesang.

DER SONNTAG

Der letzte Tag

Am Sonntag feierte der Apostolische Nuntius, Erzbischof Aloysius *Muench*, im Olympiastadion eine Pontifikalmesse für den Frieden der Welt, die Freiheit der Kirche und die Wiedervereinigung Deutschlands. Gleichzeitig zelebrierte der Bischof von Speyer, Isidor Markus *Emanuel*, auf dem benachbarten Maifeld. An den Gottesdiensten nahmen mehr als 100 000 Gläubige teil. Die Predigt im Stadion hielt Bischof *Döpfner*:

Die Predigt des Bischofs von Berlin

„Selig die Augen, die sehen, was ihr seht!“ So begann das Evangelium, das wir eben vernahmen. Gilt das nicht auch uns? Aus allen Gauen Deutschlands sind wir zusammengekommen und sehen, erleben die Familiengemeinschaft der Kirche in dieser Opferfeier, die Mitte und Gipfel unseres Katholikentages ist. Glückselig sind wir

in der Freude unseres Heiles. Wenn wir im Bericht des Evangeliums weiterlesen, dann ist — so scheint mir — in der Frage des Schriftgelehrten und in der Antwort Christi das Thema des Katholikentages zusammengefaßt: Der Mensch (von dem wir sagen, er sei unsere Sorge) fragt nach seinem Heil, Christus aber gibt ihm die Antwort.

I

Der Schriftgelehrte fragt: „Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben erlange?“ (Luk. 10, 25.) Das ist in all diesen Tagen auch unsere Frage. Nur fragen wir anders als der Schriftgelehrte, der auftrat, „um ihn zu versuchen“. Wir fragen als Jünger Christi, mit einem glaubenden, ehrlich suchenden Herzen.

1. „Meister“ nennt der Schriftgelehrte unseren Herrn. Diese Anrede geht viel tiefer, als der Fragesteller ahnte. Denn Christus sagt von sich „Einer ist euer Meister“ (Matth. 23, 8). Oder denkt an das Wort der Abschiedsrede: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh. 14, 6). Auf der Suche nach dem Heil müssen wir an der *richtigen* Stelle fragen. Darum gehen wir nicht zu irdischen „Heilbringern“. Menschen und menschliche Einrichtungen können und sollen vielerlei Not auf Erden beheben und die Erde zu einer Wohnstatt menschenwürdigen Lebens machen, aber des Menschen tiefste Sehnsucht kann nur einer stillen: Gott, dessen Herrlichkeit uns aufstrahlte „im Antlitz Christi“ (2 Kor. 4, 7): „Denn kein anderer Name ist unter den Menschen gegeben, so weit der Himmel reicht, daß wir in ihm das Heil erlangen sollten“ (Apg. 4, 12).

2. „Um das ewige Leben zu erlangen“. — Ewiges, unzerstörbares Leben! Der Gesetzeslehrer greift nach einem hohen Ziel. Ist es nicht zu hoch gegriffen? Wenn wir um uns schauen, bieten sich uns scheinbar realere, greifbare Ziele an: irdische Wohlfahrt, leibliche Gesundheit, umfassende Bildung. Was ist damit? All das ist wertvoll und hat nach Gottes Willen im Menschenleben seinen Sinn. Aber da stellt sich eine tiefere Frage: Was ist der Mensch selbst? Ist er ein Gebilde hochentwickelter Materie, ein besonderer biologischer Glücksfall an der Spitze der Lebewesen? Ist er unerbittlich eingegrenzt in die kürzeren oder längeren Jahre seines biologischen Lebens? Wer das bejaht, für den werden Hygiene und Psychotherapie, Sozialpolitik oder andere Weisen menschlicher Fürsorge zu Heilslehren und Heilswegen.

Wir aber wissen aus Gottes Wort: „So schuf Gott die Menschen nach seinem Bilde, nach Gottes Bild schuf er sie“ (Gen. 1, 27); „in Christus sind wir eine neue Schöpfung“, sind wir „Kinder Gottes“ und „Gottes Erben“ (Röm. 8, 16—17). Der von Gott geschaffene und in Christus zur Gottesgemeinschaft berufene Mensch kann nur im dreifaltigen Gott seine Vollendung finden. So fragen wir nach unserem *wirklichen, wahren* Heil, wenn wir zu Christus sagen: „Wie können wir zum ewigen Leben gelangen?“

3. „Was muß ich tun?“ — Der Mensch muß fragen, was er tun soll. Die Heilsfrage ist nicht theoretisch, sondern existenziell-praktisch. Gewiß wird uns das Heil durch Christus in seiner Kirche gegeben. Aber es wird uns nicht nachgeworfen oder aufgezwungen, sondern angeboten. Gott ruft, und der Mensch muß antworten. Worin besteht unsere Antwort? Grundlegend ist das Ja des Glaubens. Erst müssen wir sehen, wenn wir handeln wollen. Aber

dann müssen wir durch die Tat die Folgerungen aus unserer Glaubenseinsicht ziehen, wir müssen etwas tun. Christus hat uns „um einen hohen Preis erkaufte“ (1 Kor. 6, 20), durch sein kostbares Blut. Wird nicht auch unsere Antwort aufs Ganze gehen müssen? Damit ist unsere Frage nach dem Heil voll entfaltet: „Meister, der du allein unser Heiland bist, was muß ich tun, um das uns geschenkte Heil, das ewige Leben, zu erlangen?“

II

Der Herr führt den Gesetzeslehrer zur Antwort, die die Heilige Schrift auf seine Frage gibt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und aus deinem ganzen Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst“ (Luk. 10, 27). Christus macht sich dieses Wort des Alten Testaments zu eigen, denn er sagt dem Fragesteller: „Du hast recht geantwortet: Tue das, so wirst du leben“ (Luk. 10, 28).

1. Christus sagt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben.“ Das ist also die Tat, die Gott von uns erwartet: Gott *lieben!* Beachten wir noch einmal: Gottes Gebot wächst aus Gottes Gnade; „darauf beruht die Liebe: nicht als hätten wir Gott geliebt, sondern er hat uns geliebt und hat seinen Sohn gesandt als Sühneopfer“ (1 Joh. 4, 10). Da wir aber von Gott den Geist seines Sohnes empfangen haben, dürfen wir in herzlicher Liebe sprechen: „Abba, Vater!“ (Röm. 8, 15.) Doch die Echtheit dieser liebenden Hingabe erweist sich in der treuen Erfüllung des Willens Gottes: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt“ (Joh. 14, 21).

Die Liebe zu Gott wird vor der Nächstenliebe genannt. Das sei eigens betont. Denn in der Neuzeit wurde Menschenliebe, Humanität, soziale Gesinnung und Fürsorge mit einem religiösen Nimbus umgeben. Auf die Frage: „Wer ist ein Christ?“, wurde ohne Bedenken geantwortet: „Ein Christ ist, wer Menschenliebe übt.“ Dabei merkte man nicht, daß diese „Religion der Menschenliebe“ bewußt oder unbewußt aus dem immer noch nährenden Mutterboden des Gottesglaubens lebte. Wer aber Augen hat zu sehen, muß gerade in unseren Tagen erkennen: Der Mensch kann sich nicht aus der Bindung an einen überweltlichen Gott lösen und so hinauswachsen zu einer innerweltlichen Religion humanitärer, sozialer Menschenliebe. Diese Meinung ist als grausame Illusion entlarvt. Durch schmerzliche Erfahrung wird uns das Wort des Herrn bestätigt: „Weil die Gottlosigkeit überhandnimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten“ (Matth. 24, 12). Wir lieben Gott um Gottes willen, weil er unser Schöpfer und Herr, unser Vater und unser Heil ist. Aber auch um des Menschen willen! Denn ohne Gottesliebe erstirbt die Liebe zum Menschen in ihrer Wurzel.

Diese Liebe zu Gott wird nun mit jener Häufung von Ausdrücken geschildert, die wir in dem einen zusammenfassen können: Ex toto corde — aus ganzem Herzen. Ein großes, ja erschreckendes Wort. Ohne Einschränkung, ohne Teilung, mit ganzem Herzen sollen wir Gott gehören. Dabei ist unser Herz doch so zerrissen, so schwach und möchte nur allzu gern neben Gott noch anderen gehören. Zudem leben wir in einer Umwelt, die uns mißtraut, vielleicht sogar bedrängt, wenn wir Gott aus ganzem Herzen lieben wollen.

Ganz nüchtern hat unser Herr die *Götzen* benannt, die unser Herz an sich ziehen wollen. In der Bergpredigt

heißt es: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Matth. 6, 24). Wie leicht verfällt der Mensch der Bequemlichkeit, der Genußgier, der Habsucht. Wie hart kommt es ihn an, dann auf eine einträgliche Stellung, auf einen finanziellen Vorteil zu verzichten, wenn das Gewissen es gebietet. In seinem Weheruf gegen die Pharisäer nennt Christus das Schielen nach den ersten Sitzen und der Begrüßung auf dem Markt (Luk. 11, 43). Auch das klingt sehr zeitnah. Wie viele haben um ihrer Karriere, um einer angesehenen Stellung willen in einer verweltlichten oder gottfeindlichen Umwelt ihre Gottes-treue darangegeben oder doch sich an eine tiefgreifende Spaltung ihres Herzens gewöhnt. Auf ein Drittes weist unser Meister hin: In Zeiten der Drangsal „werden viele Ärgernis nehmen“ (Matth. 24, 10). Erleben wir es nicht an uns und anderen, wie die Drangsal der Kirche und die feindselige Belauerung unseres eigenen Christenweges unser Herz zaghaft macht und uns den Schwung der Liebe lähmt.

So stehen wir in der Not unseres geteilten Herzens vor dem Gott, „dessen Gnadengeschenk es ist, wenn seine Gläubigen ihm würdig und untadelig dienen“ (Kirchengebet). Zu ihm flehen wir, er möge uns heil machen; das heißt, er möge uns von der Angst, der Gier, dem Ehrgeiz befreien und uns die Kraft makelloser Liebe schenken. Bei jeder heiligen Messe, im Gebet der Gemeinde und in der persönlichen Begegnung mit Gott wollen wir darum bitten, daß die Liebe Gottes in unser Herz ausgegossen werde durch den Heiligen Geist, der uns verliehen ist (vgl. Röm. 5, 5).

Solche Liebe ist Geschenk Gottes, doch sie ist zugleich höchste Tat unseres Herzens. So laßt uns unserem Herrn nachfolgen, im kleinen beginnen, tägliche Treue üben, damit wir in der Stunde der Bewährung mit liebendem Herzen zu ihm stehen. So werden wir inmitten der Drangsal frohlocken und, wie das Kirchengebet sagt, den Verheißungen Gottes unaufhaltsam entgegenen.

2. „Du sollst deinen *Nächsten* lieben wie dich selbst.“ Gott lieben heißt die lieben, die Christus liebt, die er seine Brüder, die er Glieder an seinem Leibe nennt. Die Nächstenliebe des Jüngers Christi lebt aus dem Wort des Meisters: „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe“ (Joh. 15, 12). Wenn wir also Gott aus ganzem Herzen lieben, dann werden wir mit unserem ungeteilten Herzen all den Menschen dienen, in denen uns Gott begegnet. Eindringlicher als tief sinnige Überlegungen lehrt uns das Gleichnis des heutigen Evangeliums.

Wer ist der Obsorge unserer Liebe anvertraut? Jeder, der unter die Räuber fiel und halbtot am Wege liegt. Dies Bild gilt für weit mehr Menschen, als wir auf den ersten Blick vermuten. Da sind die kleinen und großen Nöte des Alltags, die trotz aller sozialer Betreuung auf ein liebendes Herz warten. Wir finden die vielen, die sich voll Angst ducken unter einer unmenschlichen Umwelt. Uns rufen die Glaubensbrüder, die unsicher wurden und nicht mehr wagen, sich zur Kirche zu bekennen. Und gehören nicht zu den Verwundeten am Wege auch jene, die uns bedrängen und verfolgen? Als der Herr am Kreuz sprach: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Luk. 23, 34), da neigte sich der barmherzige Samaritan in letzter Hingabe über arme Opfer Satans. Auch der Jünger Christi antwortet auf Haß und Bedrückung mit vergebender und sühnender Liebe.

Da gehen Priester und Levit vorüber. Diese Männer stehen im Dienste Gottes; das ist die Berufung ihres Lebens. Erinnern wir uns, was wir vorhin sagten: die Menschenliebe sei letztlich nur durch die Gottesliebe gesichert. Wie werden uns die Menschen das glauben, wenn wir, die von Gott kommen, an der Not des Bruders vorübergehen? Der hl. Johannes sagt von der Nächstenliebe das erste Wort: „Wer nicht liebt, bleibt im Tode“ (1 Joh. 3, 14). Gottesliebe und Frömmigkeit ohne Bruderliebe sind geliebte Lüge, sind Ärgernis für unsere Umwelt. So laßt uns an den Straßen unseres Lebens beweisen, daß wir dem Gott gehören, der selbst die Liebe ist.

Die Schrift sagt: „Du sollst deinen *Nächsten* lieben.“ Dem Wort „Nächsten“ gibt der Herr durch sein Gleichnis eine praktische, verpflichtende Erklärung. Die listige Frage des Gesetzeslehrers: „Wer ist mein Nächster?“ beantwortet Christus mit der Gegenfrage: „Wem mußt du zum Nächsten werden?“ Die Antwort lautet: „Dem mußt du zum Nächsten werden, der dich gerade braucht.“ Der Nächste, der zufällig auf den Notleidenden trifft, ist von Gott angerufen.

Wie sollen wir solchem Nächsten helfen? Im Gleichnis lesen wir: Er „sah ihn und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, goß Öl und Wein in seine Wunden und verband sie.“ Das Herz muß im Mit-Leiden geweckt werden zu *tätiger* Liebe. Dieser Samaritan unterschreibt keine „Entschließung“ der Menschenrechte, die an irgendeine höhere Instanz weitergeleitet wird, er kommt zu einem persönlichen Entschluß und hilft. Von solchen kleinen, oft verborgenen Taten der Liebe aber lebt die Menschheit. Und wer sie wirkt, erlangt Heil im Herrn und kündigt der Welt die Liebe Christi.

Meine lieben Brüder und Schwestern!

Wenn ihr nachher den Leib unseres Herrn empfangt, werdet ihr die Psalmverse hören: „Von der Frucht deiner Werke, o Herr, wird satt die Erde. Du lässest der Erde Brot entsprießen, und des Menschen Herz erfreut der Wein; das Öl gibt seinem Antlitz heiteres Leuchten, und Brot macht stark des Menschen Herz“ (Ps. 103, 13—15). Wird es da nicht sein, als säßen wir, die der göttliche Samaritan aufhob und heilte, am Tische seiner Liebe, um Ewiges Leben zu empfangen? Sind da nicht alle Sorgen aufgenommen, ja aufgehoben in Gott, unserem Heil? Mit heiterem Leuchten und starkem Herzen laßt uns dann gehen und durch unsere Liebe Gottes Heil den Menschen künden. Amen.

Die Schlussfeier

Am Nachmittag kamen alle noch ein letztes Mal zusammen. 117 000 Gläubige waren im Stadion anwesend, und mehr als 40 000 auf dem benachbarten Maifeld. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten des Katholikentages und dem zuversichtlichen Wort des Präsidenten des Zentralkomitees hielt Prof. Max Pfender, Präsident der Bundesanstalt für Materialprüfung in Berlin, die Festrede. Sie hat folgenden Wortlaut:

Der Mensch in der modernen Welt

Ungewöhnliche Tage der Begegnung gehen zu Ende. Und unser Dank für diese kostbare Zeit des Rates und der Hilfe findet auch hier seinen Ausdruck. Die Fülle der Gaben bereichert unsere Seele. Gestärkt haben uns die Worte des Glaubens, und begrüßt haben wir den gütigen Realismus,

mit dem unsere katholische Kirche die Welt, den Menschen, sein Leben und seine Zeit sieht. Voll Freude darüber dürfen wir sein, daß in dieser Stadt sich Menschen treffen konnten, die ein hartes Geschick sonst trennt.

Kennzeichen der Zeit

Die Kennzeichen und Merkmale unserer Zeit, die Maßstäbe, mit denen sie zu werten ist, und die Aufgaben, zu denen sie uns verpflichtet, wurden gesucht, genannt und uns weltweit — katholisch also — vorgestellt. Es sind dies vor allem:

Das rasche Wachstum der Menschheit in unserer Zeit mit einem auffallenden Drang zur Stadt bei vermehrten beruflichen und gesellschaftlichen Möglichkeiten in einer arbeitsteiligen und vielfach verflochtenen Wirtschaft; der Stoff- und Energiehunger der Völker mit industrieller Wirtschaft bei erschreckend ungleicher Verteilung der Produktionsgüter der Erde; die durch den Liberalismus und den Materialismus systematisch betriebene Verdrängung der christlichen Auffassung vom Wert der Person und ihrer freiwilligen Einordnung in die übergeordnete Gemeinschaft; die Konzentration der Macht bei miteinander streitenden Staatengruppen, in deren Einflußbereich der Mensch fast bindingslos frei sein oder im Staatswesen gleichsam aufgehen soll, und ein Nachrichten-, Verkehrs- und Transportwesen, das die Menschen der ganzen Erde unter sonst so ungleichen Bedingungen zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenfaßt.

Daß in dieser weltweiten Schicksalsgemeinschaft zwei Drittel der Menschheit Hunger leiden, zeigt in diesen festlichen Stunden die tiefe Tragik dieser Zeit.

Groß sind die Hoffnungen der Völker, die bei ihrer Suche nach Nahrung, Kleidung und Wohnung auf die Möglichkeiten der Naturwissenschaften und Technik vertrauen. Sie verweisen auf die Leistungen der Industriestaaten im Kriege und deren unerwartet rasche Erholung von den Kriegsfolgen. Und sie sagen mit Recht, daß sich die soziale Frage auf die Weltebene verschoben habe. Unabsehbar wären die Folgen, wenn diese schon ungeduldige Erwartung enttäuscht würde, wenn diese Völker in ihrer Not sich der Technik als eines Götzen bemächtigten und mit ihr auf die zurückschlugen, die diese Möglichkeiten zwar geschaffen, aber nicht für alle genützt haben.

Solche Sorgen werden noch drückender, wenn man sich die Wirkungen der modernen Waffen vor Augen hält. Glücklicherweise scheint sich die Waffentechnik selbst zu paralysieren. Dem Aufmerksamen häufen sich die Zeichen, wonach der Wettbewerb und der Geltungsstreit sich vom militärischen Bereich abwenden und um die Gunst dieses hungernden Teiles der Menschheit werben. So dürfen wir hoffen, daß die Lösung der größten unserer Zeit gestellten Aufgaben auf recht merkwürdige Weise eingeleitet wird, und glauben, daß sich auch in diesen Dingen Gottes Fügung offenbart.

Mensch und Technik

Dieser Zwiespalt der Gefühle ist für allzu viele auch immer wieder Anlaß zum Streit um die Technik. Ein solcher Streit und die damit verbundene Unsicherheit behindert aber das Vertrautwerden mit dieser Erscheinung. Dadurch wird aber wieder die selbstverständliche Eingliederung der Technik in einer gemeinsamen Welt

mit gütigen Maßstäben für die Wertordnung der Dinge verzögert und die Dauer möglichen Mißbrauches verlängert.

Die Gründe für dieses Streben nach der Technik liegen vor allem in der Natur derer, die sie noch nicht besitzen. Kein Lebewesen ist den Gefahren des Daseins mehr ausgesetzt als der instinktarme und langsam heranwachsende Mensch. Was den Menschen aber vor allen anderen Geschöpfen auszeichnet und ihn zugleich allen Gewalten grundsätzlich überlegen macht, das ist sein Verstand und sein persönlicher Wille. Mit diesem Verstand und bei einem mit wachsender Erfahrung geschärften Urteilsvermögen konnte der Mensch Teile der Schöpfungsordnung entdecken und im sachlichen Einklang mit dieser Ordnung auftragsgemäß sich seine Technik schaffen.

Ihre Eigenart aber löst ihn nun in gewissem Sinne von dem bisher Vertrauten und oft genug vom angestammten Wohnsitz, von der lebendigen Natur, von der Jahreszeit und von der Witterung. Diese Situation läßt uns in unserem Innern über unsere Zeit nicht ganz froh werden, obwohl wir vom Verstande wissen, daß die heutige Menschheit allein um ihrer physischen Existenz willen dieser Technik und ihrer Leistungen bedarf . . .

Diese vom Erkenntnisdrange des Menschen und von seinen wirtschaftlichen Lebensbedürfnissen geformte Technik vermehrt also unsere Lebensmöglichkeiten, steigert unser Wohlbefinden und erweitert, wie auch dieser Augenblick zeigt, das Miterleben. Sie wirkt in hohem Maße auf den Bereich der Kunst ein, aber sie fördert auch das Streben nach Macht. Sie hat von Grund auf den Charakter der Dienstleistung. Und ihre Möglichkeiten können allen am verlässlichsten zugute kommen, wenn wir als einzelne und als Völker unsere Selbstsucht zügeln und so den Schaffens- und Geltungsdrang in freiwilliger Rücksichtnahme auf andere veredeln. Die Vielfalt und Eigenart der Fähigkeiten würden allen zum Gewinn, die Liebe zum eigenen Volke brauchte die Achtung der anderen Nationen nicht zu schmälern. Der Krieg wäre vermeidbar, und der Wettbewerb ließe sich zu einem ehrenhaften Handel kultivieren.

Der gefährdete Mensch

Indem wir von solchen Vorstellungen menschlichen Tuns sprechen, wird uns zugleich schmerzlich bewußt, daß dieser Mensch als Person selbst in Gefahr ist. Die Sorge auch um den natürlichen Menschen bleibt aber oberflächlich und letztlich erfolglos, wenn man in ihm nur ein Konsumwesen oder ein staatliches Produktionsmittel sieht. Immer wieder müssen wir den Menschen in seiner persönlichen Berufung durch den Schöpfergott erkennen und unser Wissen über Wahrheit, Freiheit und Liebe zu entfalten versuchen.

Ein solches durch den göttlichen Ruf an den Menschen ausgelöstes und getragenes Bemühen tut aber schwer in einer Welt, in der eine zügellose Propaganda und drückender Zwang den Willen zur Wahrheit und zur persönlichen Freiheit so sehr geschwächt haben und in der das Dienen so wenig gewürdigt wird. In dieser Befangenheit liegt den Menschen die Angst so nahe und ist die Panik als Gefahr so groß. Deshalb sollten wir uns auch in dieser Stunde auf die Rechte des Menschen besinnen, die für ihn als Person unabdingbar sind. Sie werden von unserer heiligen katholischen Kirche als Naturrechte immer wieder für die Person und die Gesell-

schaft verteidigt und bewahrt werden, und was für den einzelnen Menschen gilt, soll in abgewandelter Weise auch für die Völkergemeinschaften gelten.

Mit Vernunft begabt, seiner selbst bewußt und der Sprache mächtig, bedarf der als Person in der Gesellschaft lebende Mensch des Rechtes der freien, d. h. vertrauenden Aussprache. Diese freie Aussprache, weitreichende Nachrichten- und Dokumentationsmittel bieten dafür Möglichkeiten durch das Wort, die Schrift und das Bild. Diese Verbindungen erleichtern den Meinungsaustausch zwischen einzelnen und Nationen, dienen dem Wissen und Wollen, sie wirken der geistigen und räumlichen Enge oder der Verlassenheit entgegen, beleben die kulturelle und religiöse Entwicklung und helfen so auch über die Gefahr der Vermassung hinweg. Aber auch Gewinn- und Machtstreben versuchen damit auf die Menschen und die Völker einzuwirken. Ob diese Freiheit dem einzelnen und den Nationen zum Schaden oder Nutzen gereicht, hängt ab von der grundsätzlichen Entscheidung, die, geleitet von wohlmeinendem Rat und an Hand einer verlässlichen Weltordnung, unter dem Angeboten nach Wissen und Gewissen zu wählen hat.

Die Rechte des Menschen heute

So hat der Mensch um seiner Wahlfähigkeit und Lebendigkeit willen auch Anspruch auf Erziehung und Bildung. Ja wir halten die Vermittlung und die Vermehrung des Wissens im beruflichen, gesellschaftlichen und religiösen Bereich sogar für die vornehmste und zugleich erfolgreichste Form einer klugen Nächstenliebe. Für die Tätigkeit im Beruf ausgebildet, zur Mitarbeit in der Gemeinschaft bereit, aufgeschlossen für andere, besonnen und für die Zukunft zuversichtlich besorgt, hilft der dann Herangewachsene aus seinem Überschuß den Seinen und der Gemeinschaft wieder. Diese Erziehungsaufgabe ist ein Riesenproblem für die Pädagogik in einer Welt, deren Lebensmöglichkeiten auf einer gegenseitigen vertrauensvollen Zusammenarbeit der einzelnen und der Staaten beruhen. Sie soll nicht nur den wachsenden sachlichen Anforderungen des Lebens im privaten und öffentlichen Bereich entsprechen, sondern den einzelnen Menschen auch wieder an die Grundprinzipien der persönlichen Verantwortung bei freier Meinungsbildung heranführen.

Daher hat auch das persönliche Eigentum als materielle Grundlage der eigenen Sicherung und als eine wichtige Vorbedingung für die mögliche Ausübung der persönlichen Willensfreiheit einen hohen sittlichen Wert. Diese Tatsache wird nicht geschmälert durch die Beobachtung, daß eine oft erschreckend ungleiche Anhäufung und Verschiebung von Eigentum und Besitz weit mehr verursacht ist durch Spekulation, Krieg, Inflation, Betrug oder durch Monopol-, Rechts- und Steuersysteme und ähnliche Einflüsse als durch Leistungen des einzelnen oder einer Gemeinschaft. Es ist die Aufgabe aller, im besonderen aber der Wirtschaftler und der Staatsmänner, dieser Verzerrung entgegenzuwirken und möglichst viele freie Existenzen zu schaffen und zu sichern. So sollte man von dieser Seite her für den notwendigen Schutz des privaten Eigentums sorgen, das, dem Personbegriff unlösbar zugeordnet, heute mehr vom Begriff und von der formalen Definition her gefährdet ist als durch die übliche Vorstellung von Diebstahl und Raub.

Bei freier Wahl des Berufes nach Neigung und Anlage

bietet eine vielgliedrige Wirtschaft allen Willigen entsprechende Möglichkeiten. Die meisten Menschen müssen sich aber bei der heutigen in der Sache begründeten Spezialisierung mit einer oft unbefriedigenden Teilung und Gleichförmigkeit ihrer Arbeit abfinden. Der immer wieder versuchte Überblick über das Ganze, die für die persönliche Entfaltung gewonnene Freizeit und die dafür gebotenen Möglichkeiten gleichen diesen Nachteil aber in dem Maße aus, wie der einzelne sich selbst darum bemüht. Die rechte Anleitung und gewährter Halt sind dabei dankbar empfundene Hilfen der Eltern und der Lehrer.

Der als Mann und als Frau geschaffene Mensch und das Kind bedürfen in einer solchen arbeitsteiligen Welt der Familie in besonderem Maße. Diesem natürlichen Lebensquell ist eine unmäßige, freiwillig oder gezwungen auf Mann, Frau oder gar Mutter und Kind ausgedehnte Arbeitslast ebenso feindlich wie eine Betriebsform, die mit unnötiger Zentralisation Aushäusigkeit erzwingt, die Gefahr der Abstumpfung erhöht und das Heim entwertet. Alle Anstrengungen, die Familiengemeinschaft zu fördern, sind verdienstvoll. Technik und Wirtschaft bieten auch zunehmend Möglichkeiten, ohne Ertragseinbuße die Arbeitszeiten zu vermindern, und bei wachsendem Eigentum in aufgelockerten Siedlungen lassen sie auch die sachlichen Voraussetzungen für einen neuen Heimatbegriff, zum geselligen Verkehr und für die Muße wieder gewinnen.

Ein solches Leben ist angewiesen auf vielfachen Schutz. Welche physische Sicherung und welche Lebenserleichterung die Menschen durch die Entwicklung der Naturwissenschaften gefunden und durch eine darauf begründete Technik und Wirtschaft gewonnen haben, zeigen die gesteigerte durchschnittliche Lebenserwartung und die erstaunliche Vermehrung der Menschheit. Und doch wird der Gewinn eines solchen Schutzes von einem Unbehagen begleitet. Dieses beruht sowohl auf allzu menschlicher und unangebrachter Vergeßlichkeit als auch in der Begrenzung der eigenen Freiheit durch die zu diesem Schutz notwendigen Organisationsformen.

Ein solches Unbehagen ist nicht selten auch auf einen Staat bezogen, der, von seinen kurzsichtigen oder gewissenlosen Bürgern überfordert, selbst wieder vom einzelnen nimmt, was er für beschlossene „Wohlfahrtsausgaben“ braucht. Bequemlichkeit, mangelndes Selbstvertrauen, Urteilslosigkeit oder gar Habgier schmälern die Rechte der Person, der Familie und jeder zur Selbstverantwortung bereiten Gemeinschaft.

Schließlich schützt und fördert das Recht auf die Freiheit in der Wahl des Wohnsitzes, des Ortes der Arbeit und der Erholung die Persönlichkeit des einzelnen und seiner Familie und bereichert damit alle. Der durch Reisen mögliche Vergleich macht kritisch, vielleicht auch skeptisch, klärt aber auf und weitert den Blick. Die Kenntnis anderer Länder und Sitten vermittelt neue Einsichten und führt zu Toleranz. Wir müssen nur bereit sein, den anderen in seiner Art und als Person mit gleichen Rechten zu respektieren. Groß ist allerdings für urteils- und wahllose Menschen die Versuchung, dem Vielerlei nachzujagen, statt sich entschlossen dem Wesentlichen zu widmen.

Wenn wir diese zum Personbegriff gehörenden Rechte anerkennen, so müssen wir bereit sein, die Erziehung des Menschen zum Wesentlichen zu fördern, zur Liebe zu seinen Mitmenschen, zur Achtung seiner Person und seines

Eigentums und zur Bereitschaft, die Lebensmöglichkeiten für alle zu erweitern. Solchen Anforderungen kann aber der wankelmütige und so oft auf den eigenen Vorteil bedachte Mensch auf die Dauer nur entsprechen, wenn er seine Entscheidungen und sein Tun an den Geboten Gottes orientiert.

Die Person muß über der Sache und das Volk über der Staatsform stehen, und die verwaltende Macht ist besser begründet auf Autorität als auf Gewalt. Die Bindung an den Schöpfer und Herrn steht vor der Philosophie und diese vor der Technik und Wirtschaft, aber diese ist als eine einzige große Dienstleistung mehr als Erwerb, Besitz und Mittel zur Macht.

Der Mensch vor der Entscheidung

So steht der Mensch der Gegenwart mit seinen sachlichen Mitteln vor der Entscheidung, was er mit ihnen auf Grund seines Urteils und seines Gewissens tut. In einem grandiosen Ringen bemühen sich Gutes und Böses um diese Möglichkeiten. Und es ist, als ob Europa aufgefordert sei, seinen so lange gezüchteten Hochmut abzulegen. Es ist aufgerufen, die Folgen seiner eigenen Irrlehren von sich und von der Welt abzuwenden, die — aller Phrasen ledig — mit dem eigentlichen und groben Gehalt des Irrtums auf die Erschrockenen zukommen. In solchen Zeiten aber ist der Reichtum der Seele, der Glaube und die in ihm begründete Zuversicht auch die Voraussetzung für eine nüchterne Betrachtung.

Wenn wir für die Zukunft ein geistig reicheres und auch leichteres Leben gewinnen wollen, dann müssen wir alle Vorstellungen ausschalten, die dieses Ziel nach Erkenntnis, Erfahrung und Offenbarung gefährden. Wir müssen das Recht, die Wahrheit und die Liebe an ihre Stelle setzen. Wir müssen endlich lernen, die menschliche Gesellschaft als eine schicksalsverbundene Familie zu sehen, und uns alle in einer von Gott selbst gewollten Gemeinschaft anerkennen. Fördern wir gemeinsame Interessen durch die vernünftige und vertrauensvolle Verwertung der uns vom Schöpfer in die Hand gegebenen natürlichen Hilfsquellen. Nutzen wir sie mit den noch wachsenden Möglichkeiten der Technik und Wirtschaft miteinander statt gegeneinander.

Helfen — das Gebot der Stunde

Nach allen diesen Feststellungen ist Helfen möglich, wenn man mit Entschlossenheit und Zuversicht den Menschen als entscheidungsfähige, handlungs- und hilfswillige Person sichert oder wiederzugewinnen sucht. Dabei sollen vor allem die jugendlichen Menschen und Völker vor der Vermassung bewahrt und für ihren eigenen Lebensplan vorbereitet werden. Dann können die Entscheidungen auf einem gepflegten Gewissen mit klaren Erkenntnissen über die eigenen Aufgaben und die der Gemeinschaft beruhen, und so kann auch eine Vorstellung vom gerechten Lohn, von den persönlichen und allgemeinen Pflichten und vom übergeordnet Notwendigen entstehen. Freude und Geborgenheit werden dann Gaben einer frommen Klugheit.

Solchen Menschen wäre die Kraft und der rechte Sinn gegeben, in einem freudig aufgegriffenen Auftrag des Schöpfers die Lebensmöglichkeiten für die Menschen entscheidend zu erweitern. In allen Ländern der Welt erwartet und ersehnt die Jugend den Augenblick, wo man ihr große menschliche Aufgaben gibt. Machen wir sie

fähig dazu! Man schaffe einen Nachrichtendienst, der die wahre Lage auf der Welt feststellt, man studiere Lösungen, die nicht durch den Hochmut der Völker, durch die starrsinnige Verteidigung übermäßiger privater Ansprüche oder durch Vorurteile, gleich welcher Art, verfälscht sind.

Und seien wir uns klar darüber, daß auch die Regierungen des Wollens der Völker bedürfen! Dann können Wüsten urbar gemacht und Güter ausgetauscht werden, und die Erträge einer erfolgreichen Arbeit kommen allen zugute. Niemals sollte man bei solchem Helfen zu zweifelhaften Ersatzverfahren greifen, dafür aber die Methoden anstreben, die den Antrieb zu eigenem Schaffen und eigener und persönlicher Fürsorge auch bei den unterstützten Völkern auslösen. Indem man Urteilsfähigkeit schaffen hilft und schließlich die Kraft zur Wahl und Entscheidung gewinnt, kann grundsätzlich und zuverlässig geholfen werden. Trifft man solche Entscheidungen aber im rechten Sinn und hingewandt auf ein helfendes Leben, so ist die eigene Erziehung und die fremder Völker trotz aller in der menschlichen Natur begründeten Schwächen und Mängel zugleich auch ein Beispiel christlicher Lebens-erfüllung.

Laßt uns dafür sorgen, daß in uns selbst und in unseren Mitmenschen der Wille und die Kraft leben, mit menschlichen Kräften und mit Gottes Hilfe Gutes zu tun! Hüten und vermehren wir unseren Glauben an Gott, damit wir frei werden. Bewahren wir uns damit für mögliche Zeiten der Not und Gefahr das innere, im Herrn begründete Vertrauen.

Sehnen wir uns nicht zu den sogenannten „guten alten Zeiten“ zurück! Wir könnten auch darüber erschrecken, wenn uns dann deren Not und Tod vorgestellt würden. Aber laßt uns, wie schon im Mittelalter, wieder um einen Kulturbegriff besorgt sein, der den ganzen Menschen mit Leib und Seele umfaßt, das Schöne und Gute im Verein mit der Freude und mit dem zweckhaft Notwendigen verbindet und Dank und Ehre für Gott, den Schöpfer, nicht vergißt. Denken wir an das Wort vom Hunger nach Brot, vom Hunger nach Freiheit, vom Hunger nach Freude und vom Hunger nach Gott! Dann werden wir auch tröstlich und hoffnungsvoll erfahren, welche Erweiterung der Sinne und des Tuns für eine im Vertrauen auf die göttliche Verheißung zuversichtlich lebende Menschheit erworben wurde, die auf den Schöpfer vertraut.

So stehen wir als katholische Christen mitten in dieser Welt und danken der Kirche, daß sie uns auch vor der Illusion einer leidlosen Welt schützt. Schließen wir alle ein: die Kranken, die Armen und die Reichen, die Glücklichen und die Unglücklichen und besonders die Sorge um die Unfreien, die Gemeinschaft der Lebenden und Toten. Vertrauen wir uns mit der Bitte um Fürsprache auch der Mutter Gottes an! Nehmen wir auch das Unbefriedigte und das Unerreichbare an, und erkennen wir darin den tiefen Sinn des Augustinuswortes: „Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Gott.“ Dann wird unser endliches Leben trotz der Unvollkommenheit unseres Seins und Wollens zum ewigen Heile führen.

Die Botschaft des Heiligen Vaters

Nach einer weiteren kurzen Ansprache, die der Apostolische Nuntius, Erzbischof *Muench*, an die Versammelten richtete, wurde die Botschaft des Heiligen Vaters an den 78. Deutschen Katholikentag übertragen. Sie lautet:

Ehrwürdige Brüder! Geliebte Söhne und Töchter des katholischen Deutschlands!

Zum zweiten Mal seit Kriegsende habt ihr, geliebte Söhne und Töchter, Berlin als Ort der herkömmlichen Tagung gewählt, auf der ihr jeweils den Stand des katholischen Lebens in eurem Vaterland zu überschauen und zu überprüfen pflegt. Zur Stunde seid ihr versammelt, um euren achtundsiebzigsten Katholikentag zu beenden, und gerne entsprechen Wir dem Wunsch Unseres ehrwürdigen und geliebten Bruders, des Oberhirten der Berliner Diözese, zum feierlichen Abschluß eures Zusammenseins zu euch zu sprechen und euch zu segnen.

Berlin ist das Wahrzeichen eines auseinandergerissenen Volkes. In diesen Tagen habt ihr es jedoch beglückend empfunden, wie euer Glaube, das Einssein in den höchsten Wahrheiten und letzten Überzeugungen, euch über alle trennenden Grenzen hinweg verbindet. Dieses Band der Einheit bleibt, auch wenn ihr räumlich wieder voneinander geschieden seid. Jene von euch, die ihr religiöses Leben in Freiheit und Frieden führen können, sollen den anderen, die sich ihres Glaubens willen oft vor fast ausweglose Schwierigkeiten gestellt sehen, mit Gebet und Opfer zu Hilfe kommen. Das ist wirksame *Communio Sanctorum*, Gemeinschaft der Gläubigen, ganz so wie sie die Christen schon in den Uranfängen der Kirche übten.

Berlin ist Schnittpunkt zweier entfremdeter Welten. Aber auch den scheinbar unversöhnlichen Gegensatz, der sie scheidet, hat in diesen Tagen auf einer höheren Ebene euer Glaube und Lieben überwunden. Die ganze Welt, West und Ost, ist Gottes Herrschaftsgebiet. Christus ist der Herr der Welt — er allein und niemand anderer. Ihr wußtet euch vereint mit allen in West und Ost, die den lebendigen, persönlichen Gott anbeten. Ihrer sind auch im Osten, auch hinaus über die Gemeinschaften eurer Glaubensbrüder dortselbst, immer noch unzählige. Aber nicht nur ihnen, auch jenen, die fern von Gott leben, die Gott verneinen und die auch euch von Gott und seiner Kirche abdrängen wollen, auch ihnen hattet ihr etwas Großes anzubieten: euer Beten, euer Sühnen und euer Opfern. So war eure Tagung echte Koexistenz in der Wahrheit und Gnade.

Das Leitwort eurer Tagung lautete: Unsere Sorge der Mensch — unser Heil der Herr.

Unsere Sorge der Mensch: Der Ruf gibt zunächst Veranlassung, ein Wort der Anerkennung und des Dankes zu sprechen an die Priester und Laien, deren Hingabe der leiblichen wie seelischen Not der Gläubigen und der Mitmenschen überhaupt gilt. In dem Deutschland, dem euer diesjähriger Katholikentag in erster Linie gilt, ist das Opfer, das von den Priestern und Laienhelfern erfordert wird, weithin doppelt und dreifach schwer. Es hat Uns getröstet, zu hören, mit wieviel Selbstverzicht und Beharrlichkeit sie ihrem Dienst obliegen und mit welcher Treue sie zu ihren Oberhirten stehen.

In Unserer Anerkennung und Unserem Dank sind ihnen angeschlossen alle jene, die sich in den zurückliegenden Jahren der Ostvertriebenen, Ostentwurzelten und Heimkehrer hilfreich angenommen haben. Millionen hat der Strom der Flüchtigen von Ost nach West geführt. Das Lager Friedland ist zum Mittelpunkt und Wahrzeichen ihres oft so schweren Geschicks, aber auch der Sorge geworden, die sie umhegt. Wenn hoch zu werten ist, was von der öffentlichen Hand, von freien Verbänden und von Mensch zu Mensch geschehen ist, um für sie wieder

geordnete Verhältnisse zu schaffen, so wißt ihr doch, daß noch Hunderttausende in Lagern ein unsicheres Zwischendasein führen. Ruhet nicht, bis auch sie geborgen sind. Den vom Osten ausgewanderten oder heimgekehrten Söhnen und Töchtern sagen Wir: Der wahre Glaube ist derselbe in Ost und West. Bleibt ihm treu und folgt darin der großen Zahl eurer Schicksalsgenossen, die dies vorbildlich getan haben.

Unsere Sorge der Mensch — eure Jugend! Wir denken besonders an die gläubigen Väter und Mütter, die ihre Kinder einer Schule ausliefern müssen, auf der sie planmäßig zum Unglauben erzogen werden sollen. Diese Schule ist euch aufgezwungen. Ihr werdet aber nunmehr würdigen können, warum die Kirche sich bis zum letzten einsetzt für das durch Natur und Offenbarung klar umschriebene Recht der Eltern auf das Kind, ein Recht, das zu den Grundpfeilern jeder menschenwürdigen sozialen Ordnung zählt; und warum sie, die Kirche, bis zum äußersten um das Recht der katholischen Eltern ringt, ihre Kinder nur Schulen anzuvertrauen, auf denen deren Glaubensleben geborgen ist und sich entfalten kann.

Auf den Eltern jedoch, die in der bezeichneten Notlage sind, ruht die schwere Verantwortung, alles zu tun, was in ihren Kräften steht, um den schädigenden Wirkungen einer Schule ohne, ja gegen Gott vorzubeugen oder sie wenigstens zu schwächen: durch das Vorbild ihres eigenen religiösen Lebens, das auf das Kind schon in frühen Jahren wie eine Naturgewalt wirkt. Das gute Beispiel der Eltern ist der beste Nährboden für die religiöse Entwicklung des jungen Menschen und durch nichts anderes ganz zu ersetzen. Wenn sodann die Teilnahme am kirchlichen Religionsunterricht auf zu große Hindernisse stoßen sollte, müßte das Elternhaus für die Kirche einspringen. Es wird für gewöhnlich die Aufgabe der Mutter sein, das Kind in die katholische Glaubenslehre einzuführen.

Verliert nicht den Mut und erlahmt nicht, christliche Väter und Mütter! Denkt daran, daß, wo ihr euer Bestes tut, der göttlichen Vorsehung genug Umstände und Mittel zur Verfügung stehen, um den Kindern das kostbare Gut ihres Glaubens zu retten.

Unsere Sorge der Mensch: Wir wollen eine Grundsorge um den Menschen zur Sprache bringen, die eine Reihe von Einzelsorgen um ihn in sich faßt — die Sorge, es möchten im Menschen, im christlichen, katholischen Menschen, Religion und Leben auseinanderfallen. Wenn es immer eine schwierige Aufgabe war, aus dem Menschen einen echten Christen zu formen, eine Aufgabe, die den ganzen Menschen verlangte, so ist dieselbe unter den heutigen Bedingungen doppelt schwer zu lösen. Der entscheidende Grund dafür mag in folgendem liegen:

Wir leben, wie man sagt, im Zeitalter der Technik. Nun sind die Staunen erregenden Entdeckungen der Naturwissenschaften, der Physik, Chemie, Astronomie, Anthropologie, Biologie, auf denen die Technik ihren Fortschritt aufbaut, in sich ebenso viele Erweise der Meisterhand des Schöpfers, und was die Kirche angeht, so kann sie unter jeder Zivilisation ihrer Sendung leben. Wahr bleibt jedoch, daß die sich überstürzenden Leistungen der Technik, für den Augenblick wenigstens, den Blick leicht blenden, so daß die rein geistigen und die übernatürlichen Werte vor ihm verblassen.

Den Ausschlag gibt jedoch, daß der technische Fortschritt in einen anderen geschichtlichen Prozeß mündet, dessen Quellen anderswo liegen. Das, was man christliche Atmo-

sphäre nennt, christliche Tradition und Sitte, die einmal das ganze gesellschaftliche Leben durchdrang und dem einzelnen die Aufgabe, ein echter Christ zu werden, zwar nie einfach abnahm, wohl aber erleichterte. Diese Atmosphäre ist im Schwinden, ja weithin schon von einer der christlichen entgegengesetzten Denk- und Lebensart verdrängt. Wo dies der Fall ist, geht es den Christen von heute wie jenen der ersten christlichen Jahrhunderte in der sie fast erdrückenden heidnischen Umwelt. Ja wir stehen nicht an, beizufügen, daß es heute unter Umständen noch schwieriger sein kann, ein christliches Leben zu führen, als es dies damals war.

Und doch muß diese Aufgabe gelöst werden. Die Kirchengeschichte kennt Verhältnisse, auch solche mit erschütternden Folgen, wo das christliche Dasein sich in den liturgischen Handlungen innerhalb des sakralen Raums erschöpfte, im übrigen aber unfruchtbar blieb, weil zwischen Religion und Leben sich ein Bruch vollzogen hatte. Tut alles, um eine solche Lage nicht aufkommen zu lassen. Die heutige katholische Welt ist reich an religiösen Erkenntnissen. (Um dies hier einzufügen: Auf die Angriffe gegen Gott, Religion, Christus, Kirche, die zur Zeit in eurem Bereich aufdringlich herumgeboten werden, ist längst geantwortet, auch in streng wissenschaftlicher Form.) Ist aber die heutige katholische Welt entsprechend stark in religiöser Tat, in religiösem Heldentum? Ist sie ebenso reich an katholischen Menschen, die den Glauben bejahen bis zum letzten, ganz so wie die Kirche ihn lehrt, die Kirche, in der Christus lebt und wirkt? „Ihr seid das Salz der Erde“ (Matth. 5, 13); durch euch soll die Kirche Lebensprinzip der Gesellschaft sein: durch jeden einzelnen von euch, indem er als überzeugter Christ denkt und handelt; durch euch alle vereint, indem ihr es euch angelegen sein laßt, der Weltordnung nach dem Plan Gottes in den öffentlichen Bereichen Geltung zu verschaffen. Die Katholiken Deutschlands haben in der Richtung auf dieses Ziel viel gewagt und erreicht — bis heute. Mögen sie ihrer großen, sie verpflichtenden Vergangenheit treu bleiben.

Wir fassen die Leitworte der beiden Berliner Katholikentage in eins zusammen: Gott lebt, und so schwer die Sorge um den Menschen ist — unser Heil bleibt immer der Herr. Als Moses von Gott zu seinem Volk gesandt wurde und nach dem Namen fragte, auf den er sich berufen könnte, antwortete ihm Gott: „Ich bin der ‚Ich bin‘. Sage ihnen: Der ‚Ich bin‘ hat mich zu euch gesandt“ (Exod. 3, 14). Der Name war von mächtigem Inhalt: Gott ist schlechthin, zu jeder Zeit und über aller Zeit, ewig, allmächtig und getreu. Bei Gott fallen Wort und Tat in eins zusammen.

Der allmächtige Gott ruft auch euch an, jeden von euch bei seinem Namen. Er, Gott, achtet eure Menschenwürde, denn er hat euch nach seinem Ebenbild erschaffen. Er kennt euch, eure Lage, eure Not, euer Hoffen und Sehnen; gerade in euren schwersten Stunden ist er euch am nächsten. Im Namen Gottes rufen wir euch zu: Nützt jede Gelegenheit, um den Reichtum eures Glaubens in die Tat umzusetzen. Betet, haltet fest an der Hoffnung, bleibt auch ihr dem Herrn und seiner Kirche treu. „Der Gott aller Gnade . . . wird euch ausrüsten, stärken, kräftigen und befestigen. Ihm sei die Ehre und die Herrschaft von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (1 Petr. 5, 10—11).

Wir empfehlen euch der Liebe, dem Schutz und der Fürbitte Marias, der „Königin der Märtyrer“. An einer

Stätte, wo in dunkler Zeit Todesurteile am laufenden Band vollstreckt wurden, plant ihr ein Heiligtum zu Ehren der „Regina Martyrum“ und zum Gedächtnis jener aus euren Brüdern und Schwestern, Deutschen und Nicht-Deutschen, die damals ihr Eintreten für die Rechte Gottes und des guten Gewissens mit ihrem Blut besiegelt haben. Es sind nicht wenige, und einige von ihnen waren uns persönlich bekannt. Ihr aber wollt in dieser so sehr dem Materiellen verhafteten Zeit sie euch vor Augen halten als heldenmütige Bekenner der Tatsache, daß die sittlichen Werte, die Rechte Gottes und der wahre Glaube hoch über allem rein Irdischen stehen und euer unbedingtes Ja bis zur Hingabe des Lebens heischen. Jene aber von euch, die selbst in Not und Gefahr sind, mögen aus ihrem Beispiel Trost und Kraft schöpfen, um durchhalten zu können.

Wir rufen die Gnade und den Frieden Jesu Christi auf euch herab und erteilen als deren Unterpfand euren Oberhirten, Unseren ehrwürdigen Brüdern, den Vertretern der hohen staatlichen und städtischen Behörden, den Priestern und allen mit ihnen in der Seelsorge Tätigen, allen Anwesenden und dem ganzen katholischen Deutschland aus der Fülle des Herzens den Apostolischen Segen.

Die Schlußansprache des Bischofs von Berlin

Da die Originalübertragung der Botschaft des Heiligen Vaters für viele im Stadion wegen technischer Störungen unverständlich geblieben war, wiederholte der Bischof von Berlin in seiner Schlußansprache zunächst die Kernsätze der Botschaft und faßte das Gelöbnis der 165 000 zusammen: Wir stehen in Liebe zum Heiligen Vater. Wir bleiben — auf Petri Fels — treu katholisch. Dann fuhr er fort:

Was soll ich euch zum Abschluß dieser herrlichen Tage sagen? St. Pauli Wort möchte ich euch zurufen: „Brüder, freuet euch im Herrn allezeit, und wiederum sage ich euch: Freuet euch! . . . Der Herr ist nahe“ (Phil. 4, 5).

Der Herr ist nahe, mitten in unserer Gemeinschaft. Der Herr war uns nahe in den vergangenen Tagen, da wir greifbar die Kirche erlebten, die aus Gemeinden und Diözesen zusammenwächst und unter den Völkern die Kirche des Welterlösers bildet. Der Herr war uns nahe, da wir sein Wort vernahmen, das machtvoll in seiner Kirche erschallt und uns stärkt für die Sorgen und Aufgaben der Gegenwart. Der Herr war uns nahe in der Feier der heiligen Geheimnisse, die wir mit besonderer Ausdrucksmacht und Andacht erlebten. Mit Simeon können wir sagen: „Unsere Augen haben dein Heil geschaut, das du bereitet hast vor allen Völkern“ (Luk. 2, 30—31).

Damit wird unsere Freude zum einfachen Dank. Wir danken unserem Gott, daß er uns so Großes geschenkt. Wir danken den vielen, die unter oft unsagbaren Opfern den Katholikentag vorbereiteten und ihn durch vielerlei Mit Hilfe gestalteten. Wir müssen es in dieser Stunde noch einmal voll Dank aussprechen, wie tief uns die brüderliche Hilfe unserer evangelischen Mitchristen beglückte und mit Zuversicht erfüllte. Einen besonders herzlichen Dank muß ich aber euch selbst sagen. Ihr, das gläubige Volk aus beiden Teilen Deutschlands, habt durch euren Glauben, eure Freudigkeit und unversiegbare Liebe erst Raum geschaffen für das gnadenvolle Kommen des Herrn.

Nun aber muß ich euch zurufen wie zum Abschluß der heiligen Messe: „Ite, missa est — Geht, ihr seid nun entlassen!“ Das Wort „entlassen“ klingt fast hart: Wir wer-

den voneinander getrennt, und der Alltag beginnt wieder. Aber es entläßt uns der Herr: „Nun lässest du, Herr, deine Knechte in Frieden gehen“ (Luk. 2, 29). Wo aber der Herr entläßt, da gibt er uns seine Sendung mit und begleitet uns selbst. Wo aber der Herr mit uns geht, da bleiben wir zusammen. Heben wir das zum Abschluß unseres Katholikentages noch einmal heraus: Wir gehen auseinander und bleiben doch zusammen.

1. Wir bleiben zusammen mit sorgenden Augen. Wenn Menschen, die sich lieben, auseinandergehen, dann schauen sie einander nach. Die Augen unseres Herzens haben in diesen Tagen den Menschen im Heile Gottes gesehen. Mit solch erneuertem Blick läßt uns weiterhin aufeinander schauen. Wenn wir durch die modernen Nachrichtenmittel voneinander hören, dann erwache in uns nicht Neugierde und billige Sensationsgier und nur oberflächliches Bedauern, sondern die liebende Sorge um den Menschen Gottes. Auf diesem Katholikentag der Sorge um den Menschen bitten wir jene in beiden Teilen Deutschlands, die es angeht: Möge um unseres Volkes willen die Sorge um den Menschen Maß für Berichterstattung und Unterhaltung sein.

So schauen wir um die Erde mit der tiefen Sorge um den Frieden der Welt, mit der flehenden Sorge um die allgemeine kontrollierte Abrüstung aller Waffen, auch der furchtbaren Vernichtungswaffen unserer Zeit, mit der brüderlichen Sorge um alle Völker, besonders um jene, die mitten in der Entwicklung und Gärung stehen.

Wir schauen hinein in unser gespaltenes Volk. Wir fanden uns in diesen Tagen über alle Trennung hinweg zusammen. Behalten wir uns auch weiterhin im Auge, mit brüderlichem Verständnis und liebender Sorge. Eine besorgte Frage muß ich in dieser Abschiedsstunde in euer aller Namen noch aussprechen: Ich darf danken für das Entgegenkommen, das wir bei den Behörden in beiden Teilen Berlins fanden. Dürfen wir nun auch hoffen, daß in beiden Teilen Deutschlands die Jugend sich frei zu Christus bekennen kann und nicht zu einem Bekenntnis gegen Gott gezwungen wird, daß Christen ohne Benachteiligung nach ihrem Glauben leben und zu ihrer Kirche stehen dürfen, daß die Kirche selbst ihre Sorge um das Heil des Menschen ungehindert entfalten darf, daß unseren Glaubensbrüdern, Priestern, Ordensleuten und Laien, die festgehalten werden, die gerechte Behandlung zuteil werde und ihnen ehestens die Freiheit zurückgegeben werde?

2. Wir bleiben zusammen mit helfenden Händen. Wenn Menschen, die sich lieben, auseinandergehen, dann reichen sie sich die Hand. Lassen wir unsere Hände ineinander; denn das sorgende Auge ruft nach tätigen Händen. Da wir in diesen Tagen so weit schauten, muß auch unsere tätige Liebe in die Weite greifen. So lassen wir, die deutschen Katholiken, die Sorge um die hungernden Völker nicht mehr aus unserem Sinn, und in einer Zeit weltweiter Solidarität und Bedrohung soll die tatkräftige Unterstützung der Weltmission auch von diesem Katholikentag

her ein Merkmal der deutschen Katholiken sein. Erst recht in unserem gespaltenen Volk setzen wir Werke verbindender Liebe. Jede Zeile, die wir schreiben, jedes Päckchen, das wir persönlich schicken, jede gute Begegnung, die wir von Bruder zu Bruder suchen: alles sei Zeichen unzerreißbarer Gemeinschaft. Setzen wir in findiger, geduldiger Liebe alles ein, daß wir zusammenbleiben. Vergesse dabei nicht das Wort vom „Nächsten“, die Tat des barmherzigen Samaritans. Setzen wir wirklich beim Nächsten an, in der Familie, in der Pfarrgemeinde — und da denke ich gerade an unsere Diasporagemeinden mit ihrer herrlichen Gemeinschaft —, in der täglichen Begegnung, dann bleibt unsere Sorge in die Ferne glaubwürdig.

3. Wir bleiben zusammen mit betendem Herzen. Wenn Menschen, die sich lieben, auseinandergehen, dann bleiben sie sich im Gleichklang ihrer Herzen nahe. Wir aber gehören zusammen im Herzen Christi, aus dem uns das Heil geflossen . . . Das sei das letzte Wort dieser Tage, das sei die entscheidende Frucht: Die Katholiken Deutschlands sind im Erlebnis dieser zweiten Wallfahrt nach Berlin neu aufgerufen, für den Frieden der Welt, für die Einheit Deutschlands, füreinander zu beten.

Wir hören in dieser Stunde den Ruf von Köln, wo vor zwei Jahren auf dem Katholikentag der Oberhirt der Stadt am Rhein zum „Engel des Herrn“ aufrief. Haben wir in dieser Zeit den Ruf erfüllt oder vergessen? Wohlan, das sei das Gelöbnis von Berlin, der Stadt einer nach Frieden und Heil dürstenden Mitte: Unsere weltweite Sorge um die Freiheit der Kirche und um den Frieden der Völker stellen wir täglich in das ehrwürdige Heilsgebet unserer Kirche, in den „Engel des Herrn“.

Wir hören herüber den Ruf von Erfurt: Dort wurde auf der Elisabethwallfahrt im vergangenen September die Bereitschaft in beiden Teilen Deutschlands geweckt und bestärkt, jeden Tag ein Vaterunser und „Gegrüßet seist du, Maria“ für die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes zu beten. Das sei nun neu der Anruf von Berlin, der schmerzlich zerrissenen Hauptstadt Deutschlands: Wir gedenken täglich der großen deutschen Not: im persönlichen Gebet und in der Gemeinschaft, im Gottesdienst der Gemeinden und in der Begegnung der Gruppen. Wir bleiben in beiden Teilen Deutschlands zusammen mit betenden Herzen.

Nun lasset uns das Wort über das Gebet beenden und mit dem Gebet selbst beginnen. Um den Herrn im sacramentum unitatis, im Sakrament der Einheit, vereint, sprechen wir so, wie wir am Anfang taten: „Du aber bist in unserer Mitte, Herr, und dein heiliger Name ist angerufen über uns. Verlaß uns nicht, Herr, unser Gott!“ (Jer. 14, 19.) Amen. — So sei es.

Mit einer Sakramentsandacht wurde der Katholikentag beschlossen. Am Montag fand ein feierliches Pontificalrequiem für den vor zwei Jahren verstorbenen Bischof Wilhelm Weskamm sowie für alle verstorbenen Teilnehmer und Förderer der Deutschen Katholikentage statt.